

Leipzig

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1937

AUGUSTHEFT

PREIS 20 PFENNIG

AUSGABE

RUHR-NIEDERRHEIN



Der Inhalt

	Seite
Sommertage in Sonne und Wind	1
Kleine Strandgeschichte	3
Schwarzwälderhochzeit in Waldau	5
Die Großmagd Elken	7
Lob der Wiese	9
Skizzen von einer Frankenfahrt	10
Vom „Stippen“ und „Reißen“, einer alten Glaskunst	12
Eine Mutter schreibt: Nur nicht zu ängstlich	15
Unter der tausendjährigen Eiche	15
Heidsommer im Holz	16
Drei Jungmädelsbriefe aus einem Ostseelager	18
Wir Jungmädels helfen den Bauern	22
Jungmädels erzählen	24
Abenteuer um Saratow	26
Der außendeutsche Bericht	28
Streiflichter	29
Unsere Bücher	32

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Sommertage in Sonne und Wind

In allen Gauen des Reiches wehen die Wimpel vor unseren Fahrtengruppen. Überall im weiten Deutschland stehen unsere Zelte. Das Erleben dieser Sommertage, an dem wir alle teilhaben dürfen, läßt uns ein reichsdeutsches Mädel aus dem Ausland, das zum erstenmal in der Gemeinschaft eines unserer Lager stand, zusammen.

Über 200 erhobenen Händen und 200 erhobenen Blicken steigt die Fahne in den klaren, blauen Morgenhimmel. Der Wind bewegt sie und läßt ihr Tuch flattern, er bewegt auch unsere Hände und trägt unsere Stimmen mit sich fort, so daß sie weit hin klingen über die Dünen und den Strand: „Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit . . .“

So ist das Erlebnis des Lagers in mir und in jedem einzelnen Mädel. So wird es immer anfangen in der Erinnerung: Mit dem Hisen unserer Fahne und der feierlichen Viertelstunde, in der wir den Tag begannen . . .

Sie waren alle schön, die Ferientage an der Ostsee, sie waren voll von Sonne, Frohsinn und Kameradschaft, und wir fühlen uns losgelöst von dem Alltag unserer Städte, eng verbunden mit Strand und Meer.

Das war ja das Große, dessen sich manche klar bewußt wurden, während die anderen es nur unbewußt empfanden: Woher wir auch kamen, aus welchen Gegenden wir sein mochten, in diesen drei Wochen waren uns das Meer und das Flachland zur Heimat geworden, und viele von uns spürten zum erstenmal die Stärke, die aus der deutschen Heimat kommt, und die uns alle zusammenschmiedet und formt.

Ich denke dabei an ein Gespräch, das ich mit meinem Kameradinnen führte, gleich am ersten Tag, als sie mich von der Bahn abholten. Es war ein klarer, heißer Mittag, und wir wanderten durch den langen Wald unserm Lager zu. Ich war voll Neugier, wie das alles in Wirklichkeit sein würde: Die Zelte, das gemeinsame Leben und die Kameradschaft.

„Wie ist euer Tag eingeteilt?“, fragte ich immer wieder, „ist er ganz ausgefüllt, und wird euch keine Stunde zu lang?“ — Ursel, die mir mit meinem Rudjak half, konnte nur lächeln

über solche Fragen, aber ich sah es ihr an, daß ihr das Berichteten nicht langweilig wurde, und daß sie sich selbst immer wieder an jeder Kleinigkeit freute, die sie mir schilderte.

„Du wirst es ja bald selbst erleben“, sagte sie, „du wirst bald mitten drinnen stehen, und nach ein paar Tagen wirst du nicht mehr wissen, daß du aus einem Land kommst, das solche Dinge entbehrt . . .“

Und so war es auch. Am ersten Morgen war ich keine Reichsdeutsche aus dem Ausland mehr, sondern ein Mädel wie alle anderen und tat mit bei Spiel und Sport und Wandern. Sie hatten mich aufgenommen, wie wenn sie mich schon Jahre zuvor gekannt hätten; wir liefen gemeinsam an den Strand, schwammen gemeinsam hinaus ins Meer und freuten uns wie Kinder über die Wellen, denen wir mit tausenderlei Scherzen begegneten . . .

Und mittags saßen wir, in Zeitgemeinschaften geordnet, auf der Düne, vor uns eine Schüssel und in unserer Mitte das willkommene Mahl. Das war ein lustiger Anblick! Von jedem Hügel erhob sich eine Schar von braungebrannten Mädeln, von überallher erschollen in frohem Wettstreit die Mittagsheder.

„Was sollen wir heute singen, Inge? Wähl dir ein Lied, eins, das dir am besten gefällt.“ — „Ach, mir gefallen alle eure Lieder, ich könnte euch den ganzen Tag zuhören“, aber dann wählte ich doch ein Lied, das ich schon ein paarmal gehört hatte, so daß ich es mitsingem konnte.

Nach dem Essen spülten wir das Geschirre am Strand. Gewöhnlich machte es der Küchendienst, aber ich meldete mich oft als Hilfe, denn für mich war jede Minute am Meer kostbar, und dann konnte man in dieser Viertelstunde wie in keiner anderen plaudern.

Mit nackten Beinen standen wir im Wasser und ließen uns von den Wellen bespritzen, und dabei erzählten mir meine Kameradinnen von mancher Fahrt, die sie gemacht hatten, und von manchem Erlebnis.

„Ich führe seit Ostern eine Mädelchaft“, sagte Eva, „ich bringe sie ganz unerwartet schnell, denn wir leben erst seit einem Jahr hier im Reich. Nun aber habe ich mich schon ganz eingearbeitet und kann meinen Mädeln viele, viele Anregungen geben.“ —

„Aber wir erzählen dir immer nur von uns, ich auch einmal von eurem Leben hören“, meinte Ursel einmal, als wir das gewaschene Geschirre auf die Ständer hingen . . . Ja, auch da-

Wir fanden wir Zeit. Einmal regnete es, ganz wenig nur, so daß wir uns unter die Bäume setzten und warteten . . . Und da begann ich zu erzählen, und diese Stunde war so schön, daß wir darüber alles andere vergaßen.

Wie oft hatte ich daheim von einer Fahrt, einer Wanderung berichtet, oder eine Gegend geschildert! Aber ich weiß genau, daß ich es noch nie mit solcher Liebe tat als dieses Mal, und daß ich noch nie vorher eine Landschaft mit solchen Worten zeichnete und aufschloß . . . „Seht, zu uns müht ihr euch einmal kommen, das müht ihr kennenlernen, so wie wir alle nun das Meer kennenlernen!“

Und die Mädel folgten meinen Gedanken, sie schritten mit mir durch unsere Städte und Dörfer, über unsere Felder und auf unsere Berge. Ich erzählte kleine Ereignisse, die die Menschen lebendig werden ließ, auch von unserer Arbeit sprach ich . . .

Und das Schönste an diesem Nachmittag war, daß wir dann alle aufstanden, uns an den Händen hielten, und aus der tiefen Freude an unserer Heimat heraus, sangen: „Deutschland, heiliges Wort du soll Unendlichkeit . . .“

Am andern Tage gingen wir in den Wald, dessen Boden geradezu überfüllt war mit Blaubeeren. Da geschah es oft, daß unsere Zähne dunkel wurden und die Finger rot . . . daß die Arme und Beine Jucken bekamen, aber was schabete das, das Meer spülte und reinigte alles!

Ja, das Meer, das war hundertfältig in seiner Schönheit! Wir warfen kleine Steinchen auf seine Schaumkronen, wir tauchten darin unter, machten Sprünge und Purzelbäume und empfanden die köstliche Frische des Wassers wie ein Geschenk. Aber am Abend, da war es uns ganz unmittelbar nah. Da gingen wir, bevor wir die Fahne holten, an den Strand — standen dort ausgerichtet und — mit unseren Bildern an der schimmernden Fläche hängend — minutenlang still, und bis in unsere Schlüfen drang das Pochen unserer jungen Herzen, die randvoll waren von der Schönheit dieses Augenblicks . . .

Wie ein Ball hing die Sonne noch um neun Uhr abends am Horizont, und von ihr aus fiel über den Silberpiegel ein leuchtender Streifen, der mitunter noch die Mädel der vordersten Reihe traf . . . Das war unsere abendliche Feierstunde, dieser Gang ans Meer. Ich glaube nicht, daß man wo anders inniger und ehrlicher sich bekennen könnte zu dem, was größer ist als Menschenwert und Menschenwille.

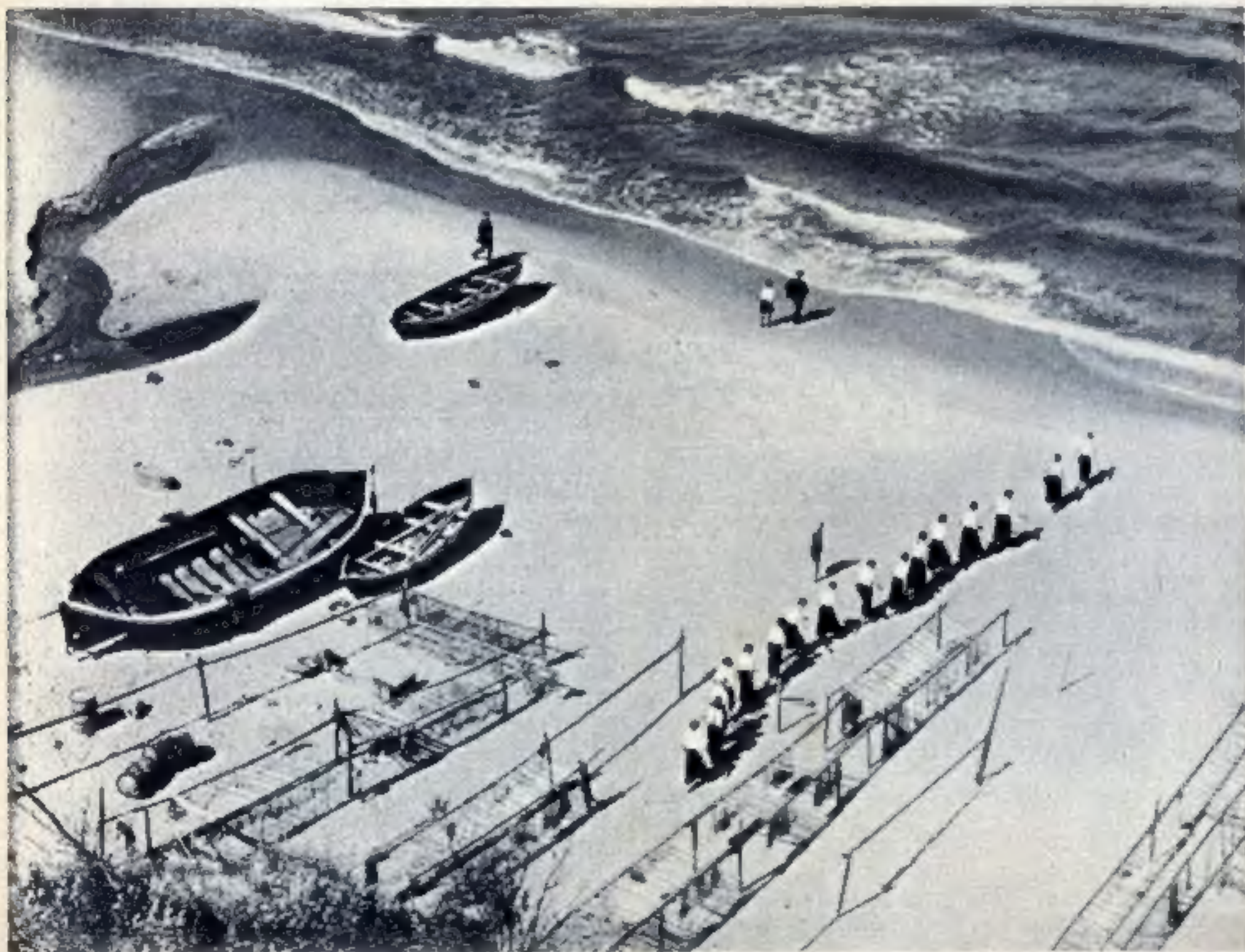
Schweigend standen wir an der Fahne. Auch sie war hell, denn unablässig irrte der Schein des Leuchtturms über sie hinweg und ließ das schwarze Hakenkreuz auf rotweißem Tuch aufglänzen. „Wir holen die Fahne nieder — sie geht mit uns zur Ruh — und morgen fliegt sie wieder neuen Kämpfen zu . . .“

Und dann kam die Zeltnacht! „Ursei, schieb deine Beine etwas zur Seite!“ — „Gert, du liegst auf meinem Schlafsaß . . .“ — „Ach Hilse, du bist noch auf, könntest du mir nicht von meinem Affen ein frisches Taschentuch holen?“ — „Hilse, mir bitte . . .“, aber sie war schon fort.

Nach zehn Minuten war alles still, doch keine schlief. „Seht, wirft du bald etwas hören“, hatte man mir am ersten Abend gesagt, „rede nicht und gib acht!“ — Wirklich, ganz leise und dann immer lauter klangen durch die Nacht die Töne zweier Blockflöten: „Ade zur guten Nacht . . .“

„Ist das schön!“ hatte ich gerufen, denn ich hatte nie zuvor eine Blockflöte gehört. Ich habe mich seither an jedem Abend über sie gefreut, und ich glaube, wenn ich dann wieder daheim sein werde, werde ich manchmal abends die Augen schließen und darauf warten, daß aus der Ferne die wunderbaren Töne zu mir kommen: „Ade zur guten Nacht . . .“

Und einmal erlebte ich noch etwas ganz Besonderes! Die Nachtwache. Einige von uns hatten das schon ein paarmal mitgemacht und sprachen lange vorher davon. Aber was sie mir auch erzählten, es war nicht so schön als die Wirklichkeit. Jemand rüttelte mich an der Schulter: „Aufsteh'n, Inge,





Nachtwache!" Es war drei Uhr morgens. Ich kroch im Trainingsanzug aus dem Zelt, zog draußen die Kletterwinde an und rief mir die Augen.

Nach zwei Sekunden war aller Schlaf vergangen, und als ich jetzt mit Eva auf leisen Sohlen über den Sand ging und aufwärts zum hellblauen Himmel blickte, an dem glühende Sterne hingen, da wußte ich, daß ich noch nie zuvor etwas Schöneres erlebt hatte!

Das ist ganz seltsam, die Nächte da oben im Norden sind nicht so dunkel wie unsere Nächte. Ein fahles Licht liegt auf Wegen und Fluren, die Umrisse der Bäume sind ungewöhnlich klar. Unsere Zelte sahen von den hohen Dünen aus wie aus einer Spielzeugschachtel, so nett und ordentlich. Nichts rührte sich, kein Lüftchen bewegte das Dünen Gras.

„Komm, wir laufen einmal die Runde“, schlug Eva vor, „bis bleibt einstweilen hier am Hügel stehen.“ Wir sprachen nicht zusammen, aber beide fanden wir mit einem Ruck still, als sich der Blick zum Meer öffnete. „Ist das schön!“ Eva sagte meine Hand und zog mich nordwärts. Da kreiste der Lichtkegel des Leuchtturms über die unendliche Wasseroberfläche und ließ sie immer und immer wieder aufleuchten. Ich konnte mich nicht trennen von diesem Bild...

Später sagte ich dann: „Weißt du, wenn ich wieder daheim bin, dann werde ich unseren Vätern vom Meer und von euch erzählen, und ich glaube, ich werde es mit der gleichen Liebe tun, mit der ich auch meine Heimat schilderte. Denn ich fühle es: Das Meer ist auch ein Stück Heimat für mich, ein Teil von der großen Heimat Deutschland!“

Wir plauderten noch über vieles zusammen, Eisl, Eva und ich. Wir saßen auf einer Düne und blickten rund um uns, und diese stille Nacht erweckte manche heimliche Gedanken... Ganz zuletzt sagte Eisl: „Fein ist das, für die Schläfer da drinnen zu wachen und zu wissen, daß wir jetzt die Verantwortung tragen, wir drei, für alle andern!“

Wir wuschen uns noch, bevor die andern erwachten, im Meer und rüttelten dann Helde wach, die jeden Morgen auf ihrer Ziehharmonika das Weidlied spielte, und auch heute wedte.



So gingen die Tage hin, einer immer schöner als der andere; sie waren für mich viel zu kurz. Aber als ich Abschied nahm, da schien es mir doch, als hätte ich jetzt nicht achtzehn Tage, sondern mindestens ein Jahr hier oben im Lager gelebt, so viel Neues war mir begegnet.

Die Väter begleiteten mich bis zum Bahnhof. Da dachte ich an den ersten Gang mit ihnen und an meine Fragen... und daran, daß es wundervoll ist, daß eine solche Gemeinschaft in Deutschland besteht, und daß wir alle viel mehr erleben können, als es unsere Eltern jemals taten!

„Grüß uns die Kameradinnen von drüben“, sagten sie zu mir, „erzähl ihnen alles, und es soll doch ab und zu eine zu uns kommen!“

Dann fuhr der Zug nach Süden, und ich sah am Fenster und hatte das Herz voller Freude!

Kleine Strandgeschichte

Vor der Düne liegt ein lustig buntes Fischerdorf, ganz nahe an der See. Man geht am besten vom Zeltlager aus unter der Düne hin, durch den feuchten Sand bis zu den schwarzen, Strohschachteln Hütten, wo weit ausgereckt die Rehe der Fischer gespannt sind, und wo es immer nach getrockneten Fischen und Seetang riecht. Man zieht am besten die Schuhe aus und wandert mit nackten Füßen durch den tiefen Sand die Düne hinauf. Schon greift der Wind in den weiten Rock, daß er sich bläht, und dann fahrt er die losen, kurzen Haare.

Der Strand schimmert hell gegen das grüne Wasser. Es ist noch früh, die Sonne hängt noch tief am Himmel. Zwischen den Gräsern regt sich etwas, krabbelt schlaftrunken die Halme hinauf und torzelt gleich wieder herab mit einem viel zu schweren Hinterkörper — ein Käfer rollt sich behaglich im Sand. Ich laufe mit Erik Detlefsen, dem kleinen Fischerjungen, durch den hohen Strandhafer, weißt Erik mir ein ganzes Stück voraus; denn er ist weit schneller als ich...



Aufn.: (2) Doris Paschke

Über mir schlagen ein Paar Flügel, ein riesiger Segelflieger schwebt gegen den Himmel. Von der Sandflut aus habe ich einen Blick auf das weite Meer, über mir ist ein blauer Himmel, von dem man nicht weiß, wo er zu Ende ist.

Überall ist Sand, ich greife mit den Händen hinein, lasse ihn durch die Finger gleiten. Wenn ich über die Düne laufe, läuft jemand mit, springt und tanzt und narret mich; mein Schatten ist es, einmal lacht er und läuft mir voraus, dann treibt er mich von hinten, dann ist er plötzlich ganz verschwunden.

„De Deern bekleet sich in de Järde“, ruft Erik. Lange geht das nicht so, dieses Spielen! Ich werfe die Arme über den Kopf und laufe übermüdet die Düne hinab. Hinter dem dunklen Wasserstreifen leuchtet eine goldene Sandbank auf, das Wasser sprudelt gegen meine Füße. Es treibt mich hierhin und dorthin . . .

Die Luft riecht nach Salz und Tang, die Möwen gleiten dicht an mir vorbei. Wenn ich ganz still stehe, sehe ich die feinen, schillernden Muscheln im Sand. Rot und golden leuchten sie im Wasser. Wir sollen vor mittag wieder daheim sein, Erik und ich.

Es sind so wenig hohe Fenster hier unter den Strohdächern, aber keines ist blind, die ernste Arbeit schaut heraus, und die Sonne steht abends darin — wie Gold.

Überall, auch im Dorf ist der Sand, bis dicht an die Häuser drängt er sich. Kaum ein Stück fruchtbare Erde gibt es hier. Manchmal trägt der Wind den Sand wie eine Welle, daß er hochwächst zur Düne. Vielleicht treibt er ihn anderen Tages zu den krüppeligen Kiefern und fällt über sie her, daß sie ersticken.

Überall ist Sand, in die Schuhe kriecht er, in meinen Haaren ist er, in den Händen schauert er. Zwischen Gras und Hafer rieselt er; keinem Baum, keinem Strauch gönnt er festen Boden für seine Wurzeln.

Er hat selbst keine Heimat, so gönnt er sie auch nicht anderen Dingen. Wenn man eine Düne hinunterläuft, rieselt er in die

Spuren, die die Füße in den weichen Boden drücken. Wenn ein Sturm übers Meer kommt, der ihn hoch peitscht, heult er wild auf und schneidet in die Augen.

Fretlich, die Fischerfrauen fürchten ihn nicht, abends erzählen sie den Kindern, daß der Sandmann umgeht und allen müden Menschen Sand in die Augen streut, damit sie schlafen können.

„Erik is müde, de Sandfisk sull man kumen, man to, nisch Moder“, sagt der Fischerjunge. „Snak nich Jung?“ lacht die gute Frau Detlefsen, die immer gut ist mit allen Kindern.

Am Tag läßt sie uns gewähren, wenn wir barfüßig laufen, und Erik uns all das Neue erklärt auf seine Art. Nach seiner Ansicht müßte ich ein Junge werden, um das alles so verstehen zu können wie er.

Wenn die Fischer ankommen, steht er stundenlang am Wasser, und meilenweit schon erkennt er den Twer seines Vaters, dann gehen die Männer langsam bedächtig ihren Hütten zu, schieben die hochrädigen Karren durch den tiefen Sand — ihre Kurenwagen.

Nachts liegt der Mond vor Anker wie eine Barke. Dann sehen die Männer nach den Sternen und erkunden, ob das Wetter gut wird, und Erik ist dabei. „Moder wi klump't, dat de Stjärne an hangen Heben kocht un Dages wier gaacht?“ — „Jung, de Welt is graut un kien eene weet wu wiet de Heben is, dat versteiks du noch nich. Wenn du grødeter būs . . .“

Dann läuft Erik mit vorgestrecktem Hals gegen den Wind, schlenbert flache Kiesel hoch in den Himmel, als könnte er bis an die Sterne reichen. „Jau Moder, id saut se nich, de Stjärne sin nu noch to hange, id mot en luf wassen, nisch Moder?“

Welt hinten sehen die Kiefern, vom Wind zerrissen, grau und dürr von der Sonne. Unser Schatten läuft lang vor uns her.

„Moder, he mot nich grødeter sin ds id, nich Moder. He haro nich grødeter sin.“ — „Ja, min Jung, bis grødeter ds he“, lacht Mutter Detlefsen. Im Stillen denkt sie, könnte er mein Junge bleiben und denkt an das Meer, an den Vater, der aus seinem

Zungen einen tüchtigen Fischer machen will — und denkt an viele Sturmächte. — Welche Fischerfrau denkt nicht daran? Mutter Detlefsen wird ganz still. „Naber, wat hullert dat Water“, fragt Erik. Die Brandung hört man bis ins Dorf hinein. Immer gleich tönt sie, sie ist das Wiegenlied aller Fischerkinder, gewaltig und versöhnend ist sie, unerbittlich und doch ständiger, treuer Gefährte. Ihr Schicksal bedeutet unerbittliches Kämpfen, Leben und Tod zugleich.

Winter und Sommer leben sie ein Leben mit dem Meer, grau-sam und gewaltig kann es sein, doch die grünen Gestade sind hell und weit. . . Sommertags ist immer Licht über uns, die Sonne glüht früh auf und bleibt lange bei den Menschen. Die Arme der Fischer sind braun und das ganze Gesicht.

Abends sehen wir oft bei den Fischern, Erik dreht sich dann gewichtig um sich selbst. Er erzählt uns seine Geschichten, so wie sie die Fischerjungen sich untereinander erzählen. . .

„Wenn morgen der Wind den Sand übers Dorf weht, ich stehe allein am Strand, dann haue ich aus lauter Sand Berge, Burgen — Felsen, auf denen ewiger Schnee liegt. Mutters Blumen säe ich darauf und ringsum wurzelseßen Gaser, der einen festeren Boden schafft. . .“

Eine Weile starrt er vor sich hin. „Wenn die Brandung kommt, wenn der Sturm und das Wasser meine Burg verwehen, dann haue ich mir ein Schiff, einen Kutter, so groß wie mein Vater ihn hat. Ich werde dann weit fort fahren in ein Land, ganz weit von hier, wo es große, reiche Städte gibt. . .“ Wenn ich lache, ist Erik sehr böse.

„Süch seener den Jung“, rufen die Männer. Erik läuft trotzig davon gegen die Mole. „Naber, Naber“, ruft er über das Meer. Grau und groß fliegen die Vögel über uns.

Dann geht er neben seinem Vater; die Schritte holt er weit aus; er hat ein ernstes Gesicht. Da gehen sie beide Hand in Hand, und sicher wird er seinem Vater von den stolzen Plänen erzählen, und daß er sich einen Kutter bauen will, später einmal, wenn er groß ist. . .

So sind die Menschen hier alle; keinen Tag, keiner Furcht gehen sie aus dem Wege, und wo einer sie nicht ernst nimmt, da drehen sie ihm trotzig den Rücken zu und gehen ihren eigenen Weg. Das fängt schon bei den Fischerjungen an; und keiner macht lange Worte darum, wenn einer nicht wiederkommt — es hat ja alles seine Richtigkeit mit diesem großen, welken Meer, dem sie alle gehören, jeder auf seine Art, die Männer in einem stolzen, harten Kampf, die Frauen still und besinnlich — ganz wie es zu ihnen paßt. M.



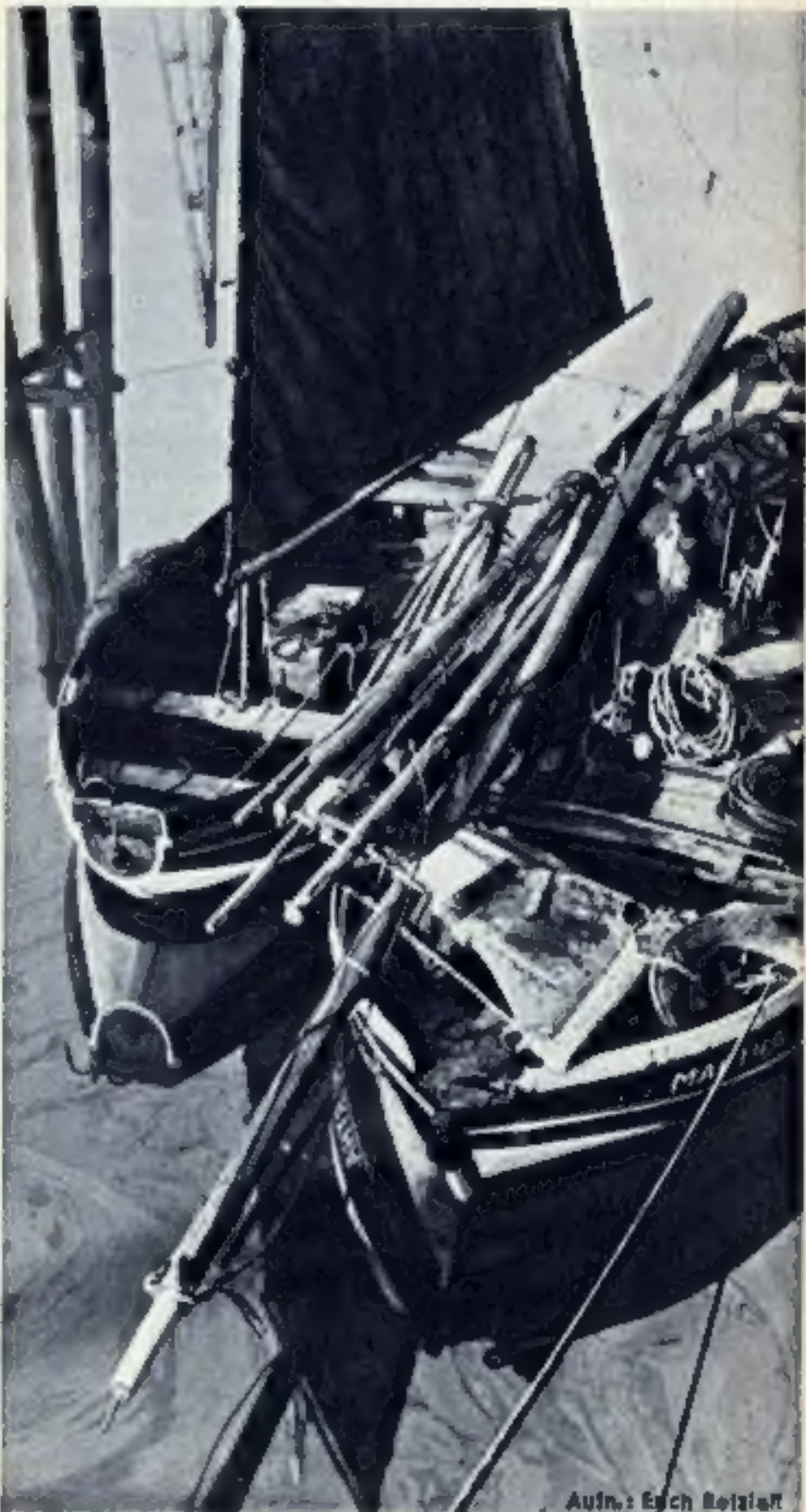
Schwarzwälderhochzeit in Waldau

Hinter uns prustet die Hupe eines Autos. Der Hochzeits-omnibus! Ein paar Bäuerinnen kommen lachend und schwachend in ihrer dunklen Festtagstracht mit ihren dreieckigen Häubchen herbei, begrüßen sich strahlend und klettern vergnügt in den Wagen. „Will denn's Meidli auch mit?“ Ich nicke, für uns alle mit. Jeden Knebel kommt auf einen anderen Wagen.

Einsam und verlassen sitze ich zwischen all den feierfreudigen Bäuerinnen, wie ein fremdes, dahergelaufenes Ding zwischen all den Trachten. An jedem größeren Hof kommen wieder neue Frauen hinzu. Es wird eine sehr große Hochzeit werden! Im Wagen geht eine angeregte Unterhaltung über Bräutigam und Braut um, über das bevorstehende Essen und natürlich über die nächsten Ausflüge für ein ähnliches Fest. Hari, fast rauh ist ihre Sprache; man muß die Ohren mächtig spitzen, wenn man alles verstehen will.

Neue Gäste steigen ein, jetzt ist der Wagen fast voll. Neben mir sitzt eine junge Frau. Das schwarze Häubchen umrahmt ihr schmales Gesicht. „Heißt's heut, geht, na und das braun' warm Tacker!“ Ich hätte sie für dieses Wort umarmen können in meiner Freude.

Es ist gar nicht so einsam. Die Menschen hier oben sind herzlich und etwas misstrauisch gegen Fremde. Das schlimmste aber



Aufn.: Erich Reitzner



ist, daß ich von dem Wentgen, das mir gilt, nur die Hälfte verstehe. Doch dann habe ich wenigstens etwas erfahren von dem, was ich wissen möchte. Die junge Braut ist die Tochter eines Erbhofbauern, zwölf Kühe hat der Hof. Alt muß er schon sein, denn er hat noch das Strohdach und das Feuer ohne Rauchfang. Wie ohne Rauchfang? Ja, ja, durch das Gebälk zieht der Qualm, würzt und räuchert die Schlafen, Würste und Speckseiten, die darüber hängen, und zieht aus einem Loch in der Wand ins Freie.

„Aus Westfalen komm's, gelt?“ Als die junge Frau so fragt, rollt das „Welt“ scharf über die Lippen. Im vorigen Jahr ist auch ein Gast von da herab gewesen, plaudert sie auf mich ein. „Der hat gemeint, daß die Schwelme hier gegen die Münsterländischen wie Kornidel seien, sagen's, kimmt das?“ Die Frau neben mir blidt mich kampfeslustig an. Soll ich ihr recht geben oder des Friedens wegen die hiesige Zucht verteidigen? Ich lenke ab, wir sprechen über die Hochzeit, über das Brautpaar, nicht mehr über Kuh, geräucherte Würst und Schweine.

Ja, ja, der Bug ist Schreiner, erfahre ich. Er hat ein neues Häusle gebaut, es ist nicht groß, Grund hat er auch nicht, aber er ist Dirigent der Dorfkapelle. Die dunklen Augen meiner Nachbarin leuchten vor verhaltenem Sippenstolz. Dann sitzen wie wieder schweigend nebeneinander, sehen abwechselnd in unsern Schok, sie streicht über meinen blauen Rock, als wollte sie den Stoff auf seine Güte hin prüfen.

Plötzlich einer Höhe taucht plötzlich der Kirchturm auf. Wir sind bald da. Der Wagen hält knirschend vor dem Gasthaus, das reich geschmückt ist mit kleinen grünen Kränzen über Fenstern und Türen. Der Brautvater steht am Schlag und drückt jedem Gast stolz die Hand. Wir gehören ganz mit dazu, ja wir sollen später ja auch unsere Lieder dazu singen.

Aus der Tür tritt mit gesenktem Kopf die Braut. Sie hat ihr dunkles Trachtenkleid mit weißen Blüten bestickt und trägt eine kleine Blütenkrone auf dem Kopf. Sofort ist sie von Frauen umringt und von Glückwünschen, Händebrücken und guten Ratschlägen überschüttet. Arme, kleine Braut, sie ist ganz verwirrt! Auch ich komme zögernd heran und wünsche ihr alles Gute. . . Wir Mädchen fangen aus unserer Ecke an zu singen. Alle singen aber summen zögernd mit. . .

Um halb zehn sammeln sich die Gäste zum Hochzeitszug. Mit stolz erhobenem Haupt schreitet die Musikkapelle voran. Lächelnd und flüchelnd folgen die Brautjungfern, dann verschämt neben dem Vater die Braut und der lange Zug der Gäste, alle mit würdevollen, feierlichen Gesichtern. Das ganze Dorf hat sich am Straßenrand versammelt. Es ist ein großes Ereignis!

Eine Schar Kinder kommt an mir vorüber, in ihrer Mitte ein kleines Mädchen mit einer hellen, widerspenstig krausen Locke in der Stirn. „Hallo, Therese, von dir muß ich ein Bild machen!“ Sie haant erst meinen schwarzen Kasten mit großen Augen an, eine kleine Falte ist steil zwischen den Brauen. „Gelt, bin doch schön?“ — Aber dann wird sie plötzlich rot, schlägt die Augen nieder und springt eilig davon. Was für seltsame, feine Bewegungen die Kinder und Mädchen hier haben! Es ist überhaupt ein schöner Frauenschlag mit aufrechtem Gang, klaren Augen und gleichmäßigen Zügen.

Aus der Kirche dringen die Töne der Dorfkapelle, die zur Ehre ihres Dirigenten alle Mühe und Kunst aufwendet. Mit den reinen Stimmen der Sänger klingen die Lieder über das ganze Dorf.

Wolken ziehen herauf, ballen sich zu eigenartigen, drohenden Gebilden und ziehen weiter. Wenn es nur kein Gewitter gibt! Die Trauung dauert unheimlich lange. Ich lehne gegen die mit kleinen Holzplättchen beschlagene Wand eines Hauses und warte. Die Sonne glüht unbarmherzig herab. . . Da endlich öffnet sich die Tür, der Paukenschläger kommt heraus. Er stellt sich zu uns, preht das Kinn gegen den ungewohnt hohen Kragen und schlägt energische Wirbel zu Ehren des jungen Paares.

Die Gesichter der Gäste sind nicht mehr ganz so feierlich wie auf dem Hinweg. Mit dem Zug der Gäste treten wir in den grünelandschmückten Raum. Die junge Frau aus dem Wagen gleitet mich an den Tisch, und ich sehe und höre staunend zu. Der Paukenschläger klopft an sein Glas, steht auf, dreht an seinem neuen Schilps herum, verbeugt sich nach allen Seiten, hüstelt, sucht mit den Augen einen Punkt an der entgegengesetzten Wand, den er angestrengt anstarrt und beginnt seine Rede.

Die Worte sind gewählt und klingen gut, man merkt, daß er früher einmal länger auf Wanderschaft war. Ernsthaftes Kopfnicken aller Anwesenden bestätigt jedes seiner Worte, und Beifallgemurmel dankt ihm, als er am Schluß dem Brautpaar eine große, geschnitzte Uhr überreicht.

Das Essen beginnt. Sauertopf, Kalbskeule, Rudeisuppe, gebratenes Kalbsfleisch, Bratwürste, Koteletten, Kalbsnuz und Kuchen. Ein Gang löst den andern ab. Ich bewundere von meinem Platz aus im stillen den stummen Eifer der Gäste.

Dann wird ein Länzchen eingeschaltet. Alt und jung zieht auf den Tanzboden. An der Wand entlang sitzen die Musiker und blasen mit blauen Barden und roten Köpfen. Vor Anstrengung gleiten sie die Stirn kraus, ganz unglaublich kraus. . . Die Paare drehen sich, beileibe nicht plump und ungeschickt, sondern immer hübsch gleichmäßig herum. Die Augen strahlen, und die Wangen sind rot vor Eifer. Ob jung, ob alt, was macht das bei einem Hochzeitswalzer.

Draußen haben sich die Wolken wirklich zu einem Gewitter zusammengeballt. Blaugrau drohend gleitet es über den Berg, von roten Rändern umheult. . .

Die schwere, holzgeschmückte Aufzugsuhr rult unerbittlich viermal hintereinander. Jetzt könnte ich alle Uhren verwünschen. Ein Hochzeitswalzer in Waldau macht jeden Abschied schwer. Wir müssen heim, heim, heim. . . Wir gehen die eingetretenen Holztreppe hinunter.

Unten breiten sich mächtige Stöße von Plätschen und Trodene über die langen Holzstische. Jede Bäuerin beschenkt damit Gefinde und Kinder, wenn sie vom Hochzeitsmahls heimkehrt. Wir feden einige volle Tüten, die man uns reicht, ein; denn eine Fahrtenwoche und noch länger müssen wir uns noch selbst versorgen. . .

Draußen klatschen die ersten Regentropfen hernieder. Vor dem Platschregen wollen wir uns noch rasch ins Trockene retten. Ade, lächelndes Brautpaar, hübsches, kleines Therese, Paukenschläger und Hochzeitswalzer! Es war ein sehr schöner, unvergeßlicher Tag im Schwarzwald. Hilbs Herding.

Die Großmagd Elken

Die Morgensonne stand über Hübners Hof, als ich durch die Felder ging. Es war der erste Tag. Fröh sollte ich mich beim Hübnerbauern melden und ihm sagen, daß die Landdienstgruppe mich schickte zum Helfen. Seit einigen Tagen erst waren wir hier im Dorf.

Heute würden wir zum erstenmal über die einzelnen Höfe verkreuzt sein, — jedes Mädel bei einem andern Bauern, abends erst würden wir wieder zusammenkommen. Was dann wohl die einzelnen erlebt haben würden?

Es war eine große Freude in mir. Ich dachte an ein Lied, das wir heute gesungen hatten, bevor wir auseinandergingen.

„Und die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit, wenn die Winde um die Berge wehen. Die Sonne macht dann die Täler weit, und das Leben wird sie uns bringen . . .“ Ein Lied kann einen ganzen Tag bestimmen.

Ich stand auf dem großen Hof, aus der Werkstatt klang ein eifriges Hämmern; jede Arbeit muß selbständig getan werden, jeder Bauer ist sein eigener Schmied, wenn es darauf ankommt. Der Kettenhund bellte, als er ein fremdes Gesicht gewahrte. Ich sah noch keif und unbeholfen in meinem Kleid, die Drillichschürze stand fast edig ab, sie war ja auch noch neu und ungebraucht.

Langsam, fast zögernd ging ich auf die Werkstatt zu. Der Bauer sah nicht auf von der Arbeit, obgleich er meine Schritte gehört haben mußte. So trat ich ein in die Werkstatt, hin zum Bauern, der nun endlich seinen Blick hob.

Ich hielt dem Mann meine Hand hin. „Ich bin die Hübnerbauer, das weißt du all“, sagte der Bauer und stemmte die Hände in die Hüften.

Er sah mich von oben bis unten an, als wollte er mit einem einzigen Blick in mich hineinschauen, erwägen, ob ich wohl zu den Leuten paßte auf seinem Hof, ob ich wohl solche Hände hätte wie die Frauen hier.

„Modet, de Deern is dao“, rief er durch die Deelentür. Ich hörte Holzpantinen klappern, und ehe ich noch die schmiedeeiserne Zahl am Dachgiebel zu Ende gelesen hatte, stand die Bäuerin bei mir.

Ich nannte ihr meinen Namen und lachte.

„Ich hoffe, sie werden mit mir zufrieden sein und mit meiner Arbeit.“ Dabei sah ich sie fest an, ich hatte das von meiner Mutter gelernt, wenn man einem Menschen etwas verspricht, dann soll man ihm in die Augen sehen.

Wenn man dem Leben Worte vorausschickt, dann muß man selbst ganz dahinter stehen.

Die Bäuerin ging mit mir durch die Stallungen, zeigte mir den Hühnerwiehm, die Kuhställe, die Schweineställe und das abliegende Bodhaus.

An dem großen Feuer stand eine Frau, die ich vorher noch nicht gesehen hatte. Es war die Großmagd vom Hübnerhof — Elken . . .

Der Bauer sagte, sie wäre eine von den Frauenspersonen, die zum Hof gehörten, und es war viel Achtung in seiner Stimme, als er von Elken sprach. Er machte wenig Worte. Das eine verstand ich, die Großmagd Elken sollte mich einführen in alle Arbeit in Haus und Hof.

Ich sah ihr zu, wie sie das Schweinefutter bereitete, sie drehte die vertochten, dampfenden Schalen zu einem dicken Brei, dann schüttete sie eine Hand voll Kleie hinzu.

Sie hatte feste, harte Arme, große Hände, denen man die Arbeit ansah. Ihre Hände waren schön — Dienstmagd, Großmagd — Elken . . . Sie war die Dienende, die Helfende, sie ging mit den Menschen durch den langen, arbeitsreichen Sommer, sie war immer da, wenn sie jemand brauchte.

Als Elken mir alles vorgemacht hatte, schob sie mich an die Arbeit. Sie war die Großmagd, und ich wollte nicht, daß irgendeiner auf dem Hof Klein von unserem Lager dachte. Als ich sah, daß sie über mich lachte, strengte ich mich um so mehr an.

Ich schüttete die Tröge voll von dem Futter, dabei fühlte ich die nassen Schnauzen der Ferkel meine Hände lecken. Elken sah es und lachte, weil ich auf die Zutraulichkeit der Tiere einging. In den Augen der Magd war ich nun wohl nicht mehr die Feine aus der Stadt, das spürte ich . . .



Dann schnitten wir die Runkelrüben in Hälften, mit einer scharfen Schippe wehten wir die Runkeln durch, es quoll ein weißer Saft heraus. Meine Hände schmerzten von dem harten Schuppenkiesel.

Ich sah, wie Ellen der Braunen übers Fell strich und mit ihr sprach. „Wenn du sowiel blis, dann sulst du auf ne siene Tied hääbn di us“, dabei steckte sie ihr Gesicht ganz dicht in das weiche Fell. Als könnten sie sich einander alles anvertrauen, so nah war sie allen Tieren.

Ich wußte nicht, daß eine Magd sowiel Wege gehen kann in ihrer Liebe zu Menschen und Tieren. In jeder Frau ist etwas von der großen Mütterlichkeit, sagte Ellen selbst.

Mittags gingen wir zum Melken. Das Vieh war auf der Koppel. Es waren wohl über dreißig Kälber dazwischen, die sprangen wie toll umher.

Ich hatte Holzpantlöffel an, die Leute sagten, ich sollte meine Schuhe sparen. Ellen band sich den niedrigen Schweizerbod um die Hüften und setzte sich nieder. „Kie! tau!“ rief sie.

Heute trug ich noch die Kannen und vollen Eimer auf den Karren, morgen würde ich dran kommen. Jeden Mal sprang ich dabei über die Gräben, durch hohes Gras und Schierling.

Ich sah zu den Feldern hinüber, wo die Männer beim Heuen waren. Ueber uns flog eine Lerche. „Alle kleinen Sorgen sind nun ausgemacht, in die Hütten ist der Schein gedungen, nun ist gefallen das Tor der Nacht, vor der Freude da ist es zerprungen“, sang ich vor mich hin, weil ich an den Morgen, an den Beginn meiner Arbeit dachte . . .

„Dat Reeb gefökt mi“, rief Ellen zurück und sumnte leise mit. Sie lenkte den Karren sicher durch die breitgefahrenen Furchen.

Nach der mittäglichen Unterstunde gingen wir auf's Feld zum Jäten. Ellen küßte mir einen blauegepunkteten Schlapphut auf den Kopf, so wie ihn hierzulande die Frauen tragen bei der Ernte. So hätte mich meine Mutter sehen müssen!

Den ersten Tag auf Hübners Hof werde ich in meinem Leben nie vergessen. Furchen um Furchen haben wir auf den Knien gelegen, die Hände waren schwarz von der Erde. Sowiel Erde hatte ich nie an den Händen gehabt; wenn sie trocknete, gab es eine harte Kruste, unter der sich die Haut spannte.

Kreuzblumen und Hundskamille, Augentrost und Aderwinde, — ich würde keinen Namen mehr vergessen.

Aus runden Kämpen tranken wir schwarzen Kaffee. Hier lernte man schnell, ohne langen Wortemachen beiseiden wer-



Aufn. Hans Retsch

an jedem Arm eine Kanne. Für mich war ja alles noch so neu! Ich entdeckte an Ellen eine besondere Art mit den Tieren umzugehen. Sie sprach bisweilen in einer vollen, warmen Stimme, als wüßte sie von jeder hier eine lange Geschichte.

„Bis auf tofreen“, fragte sie die eine, „Kies ja so niesglerig, jau, la hää dat niege Bicht äs metbracht“, stellte sie mich vor, als wenn das Tier sie verstände.

Ich schob dann den Karren, während sie vorne zog, und ich sah die bunten Bänder an ihrer Schürze wehen. Manchmal drehte sie sich zu mir um; ein heiler Schein lag auf ihrem Gesicht . . .

den. Schwer und müde waren die Beine und der Rücken, als ich aufbrechen mußte und den Leuten sagte, daß ich nun zu meinen Kameradienen ging.

„Slaop man gud“, sagte die Großmagd. Der Bauer gab mir fest die Hand, und alle waren freundlich zu mir . . . Dann machte ich mich auf den Weg.

Heute abend im Lager wird jeder seine ersten Eindrücke erzählen. Sicherlich wird da dann von Ellen auf Hübners Hof die Rede sein, wenn ich an die Reihe käme.

Annemarie Mittelhaus.

Lob der Wiese

Im Wiesengrund, wo die Ahornbäume stehen, die langschäftigen Eichen und das grüne Gewölz der Haselkauen, da ist mein Schiff vor Anker gegangen. Auch ich war in der Welt, aber das ist lange vorbei, meine Fahnen flattern nicht mehr in fremden Winden, die farbigen Wimpel der Jugend. Und dennoch ist mir die Welt nicht kleiner geworden, nein, ich lobe meine Wiese, sie ist groß und geräumig, wenn ich häuslings in ihr liege, und den ganzen hohen Himmel habe ich über mir.

Ich sehe Palme vor meinen Augen, die haarigen Schäfte des Gänseis, das fadenlinne Gespinnst der Nere auf dem Moos, und ich kann mir gut denken, wie weltläufig und abenteuerlich das Leben in diesem Wald der Gräser sein mag.

Käfer sind unterwegs und mühen sich ab, ganz winzige und auch große in prunkvollen Panzern. Ich kenne sie alle, weil ich nicht weiß, wie sie heißen, und weil ich ihre Namen nicht verwechseln kann. Sie haben es schwer genug, besonders die großen, immer einmal rollen sie unversehens auf den Rücken, und dann müssen sie wohl ein Jahr ihres Käferlebens daran wenden, wieder auf die Beine zu kommen. Andere sind so winzig klein, daß es gar nicht auszu-denken ist, wie denn auch sie ihre sechs Beine mit dreimal sechs Gliederchen haben können.

Aber sie sind sich selbst groß genug. Ein hundertmal klettert so ein Käfertier an einem Halm in den Sommerwind hinauf, ein paarmal hat es die mütterliche Sonne am Himmel gesehen, und darüber ist es sehr alt und weiß geworden. Zuletzt schwirrt es noch ein Stück über die glodenblaue Wiese, es faltet seine Flügel wieder sorgfältig zusammen und dann ruht das Käferlein. Nun gibt es aber

noch diese Halme selbst, die vielerlei prächtigen, von der zärtlichen Luft bewegten Gräser. Wenn ich die Augen hebe, sehe ich hoch über mir ihre glänzenden Häupter im weißblauen Himmel schwanzen.

Auch sie sind der Wissenschaft bekannt, es gibt ihrer unzählige, sagt man, tausend Arten vielleicht, aber noch viel mehr . . .

Aber diesen Halm vor mir, dieses zarte, pitternde Gebilde, den kennt die Wissenschaft nicht. Er ist in der Heimlichkeit groß geworden, im Frühjahr kam er jung aus der prächtigen Erde, seine krausen Blätter sind ihm zugewachsen, kein anderer Halm in der Welt hat so schön gekräuselte Blätter wie er.

Ich habe ihn entdeckt. Einen Namen muß er nicht haben, aber ob ich wohl einmal seine schimmernde Rippe in die Hand nehme . . .

Es ist wunderbar still um den Mittag, und ich höre dennoch die hundertfältigen Geräusche des Lebens um mich her, das Knistern und Schwirren im Gras und auch das Rauschen des Blutes in meinem Leibe. Die Wiese nimmt mich immer auf, die Erde zieht mich an sich, die gute, brennende Erde.

Gestern lag ich hier und sah die Knospe einer Glodenblume, aber es kam der Abend, ehe sie aufbrach. Heute blüht sie und blüht, obwohl inzwischen vielerlei in der Welt geschah, was mir



das Herz schwer machte. Das ist ein Trost für mich. Versteht ihr, so einsfältig wird ein Mensch, der in einer Wiese gestrandet ist. Wenn diese Glodenblume jetzt blühen kann, sage ich mir, muß es dann nicht eine verborgene Quelle geben, die ihr und mein Leben speist?

Ich bin so wahr in mir selbst wie sie, aber ich irre, weil ich die Wahrheit suchen will. Die Wahrheit muß man sein.

Ich will nicht länger müßig liegen, was kann ich tun? Es ist mir nicht leicht gemacht, aber ich könnte vielleicht etwas aufschreiben, diese paar friedlichen Zellen, für euch, meine Freunde. Es ist ja nichts Großartiges, ihr lachelt darüber, aber ihr ärgert euch daran — Gras, ach Gott, Kräuter und Käfer!

Aber was ist nun eigentlich wichtig in der Welt? Mein Grassalm wächst und trägt Frucht und stirbt ab, im anderen Jahr wird da wieder ein Halm wachsen und vergehen, ungeschen, es weiß niemand von ihm . . . Und trotzdem hat sein Dasein so gut Platz und Sinn wie meines.

Vor Gott, Freunde, sind wir alle einzelnes Gras. Es sei denn, daß er die schönen Halme liebt und die kümmerlichen verwirft, wie geschrieben steht. Karl Heinrich Waggerl.

Skizzen von einer Frankensfahrt

Von der letzten Höhe der Rhönberge sehen wir hinunter in das weite Land. „Franken“ hat Gunda zu uns gesagt, mehr nicht. Nun stehen wir zum ersten Male und schauen über ihre Heimat. In ruhigen Plätzen dehnen sich vor uns die Hügel, so flach, daß wir nur an dem festjam gebrochenen Wellenschnitt ihr Dasein erkennen. Hellgrüne Laubwälder liegen als unregelmäßige Flecke über die Gegend verstreut, winzige Gelber dazwischen, in denen rot der Rohn blüht. Vor einem fernen blauen Höhenzug ahnen wir das Flugbett des Mains.

Das ist also Franken. Land der Kirchenburgen und Burdschlösser, der Fachwerkhäuser und tragigen Tore, der Brunnenfiguren und steinernen Feldkreuze, Land des Tilmann Kriemhildes und Salihajar Neumann.

Die Kirchenburg

Wir hatten erst die Köpfe geschüttelt, als Gunda uns von den fränkischen Kirchenburgen erzählte. Keine von uns hatte je davon gehört. Daß es Kirchenburgen in Siebenbürgen gab, wußten wir. Aber in Franken?

Nun stehen wir vor der besetzten Kirchhofsanlage in Oberkreuz. Eine viele Meter hohe, haus hohe, fast fensterlose Mauer umschließt die Kirche, deren Turm kaum daraus hervorsticht. Im Mittelalter muß dieses Bollwerk fast unclnehmbar und ein ausgezeichnetes Schutz für die Dorfbewohner gewesen sein. Ein einziges, im Vergleich zur Mächtigkeit des Ganzen winzig wirkendes Tor führt ins Innere.

Dort halten wir überrascht an. Auf dem kleinen Raum zwischen Kirche und Mauer ist ein Grün und Blühen von Sträuchern und Blumen, wie in einem bunten Bauerngarten. Auch die Mauer ist von innen gar nicht so düster. Sie ist in viele kleine Räume eingeteilt, Spelcher für Zellen der Not. Hier innen tritt das Fachwerk des Baues deutlich hervor. Träger und Balken kreuzen sich in einfachen und doch bewußt schönen Formen. Leichte Schnitzereien nehmen dem Holz die harten Kanten, selbst die eisernen Bänder der Türen tragen kleine Verzierungen. Nirgends ist der Zweck vergessen, Unterschlupf zu sein in höchster Gefahr. Aber doch wagt sich auch hier die Freude an künstlerischem Gestalten an allen Ecken hervor.

„Franken“, sagt Gunda wieder, und wir begreifen, was sie meint. Dieses so vielfach gefährdete Durchgangsland zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West formte seine Menschen

wie seine Bauten: Wehrhaft und unzugänglich nach außen hin; dabei von einer heimlichen Sehnsucht nach Schönheit, die auch das Kleinste und geringste Ding mit ihrem Glanz erfüllt.

Abend im Dorf

Es ist lustig, einmal nicht in der Jugendherberge zu schlafen, sondern in einem jener Dorfgasthäuser, die nur zwei oder drei Fremdenzimmer besitzen, diese aber mit blaukarrierten Betten und einem Waschtisch mit dickbauchigen Bauernlannen. Vor den kleinen Fenstern blühen leuchtend rot die Geranien.

Der Abend ist warm und still. Nur der leise Wind hat sich aufgemacht, der nach jedem schönen Sommertag durch diese Täler weht. Bis in die Dämmerung hinein haben auf der Dorfstraße die Frauen schwabend zusammengestanden, die Mädchen sind in langer Reihe singend über die Straße gezogen. Nun ist es leer geworden. Die Menschen haben sich in ihre Höfe zurückgezogen wie in eine Festung. Das Leben darinnen ahnt man nur in dem warmen Lichtschein der Fenster.

Seltjam unanbar ist so ein fränkisches Gehöft. Wohnhaus Stall und Scheune bilden drei Seiten. Die vierte wird von einer Mauer eingeschlossen, durch die ein Tor führt. Man will allein sein in seinem Eigentum. Für fremde Blicke ist die Vorderseite, die Fachwerkfront. Hier mögen sie den Wohlstand, die Sauberkeit, den Schönheitsinn des Bauern erkennen.

Wir gehen die mondheile Dorfstraße entlang. Giebel reht sich an Giebel. Eine von uns entdeckt überall Runen in der Balkenführung: Sonnenräder, Obalrunen, Mannrunen, Lebensrunen . . . Mag sein, daß sie recht hat. Die Bauern selbst ahnen wohl nichts von diesen alten Zeichen, und doch steht in ihren Bauten unbewußt das Erbe von Jahrtausenden. Wie könnten ihre Häuser sonst so geworden sein, so sicher in diese Landschaft und dieses Volk gestellt, so einfach und so zeitlos schön.

Auf dem Dorfplatz steht ein Ziehbrunnen, aus dem noch heute das Wasser des ganzen Dorfes geholt wird. Er ist von einer niedrigen Mauer umgeben, auf der sechs hölzerne Säulen ein lpiiges Dach tragen. Es ist ein reiner Zweckbau, um den Brunnen zu schützen. Gegenüber, am anderen Ende des Platzes steht ein ähnliches, doch durchaus nicht gleiches Gebäude, die „Verkündhalle“, von der amtliche Bekanntmachungen ortelesen werden. Auch sie entspricht rein praktischen Bedürfnissen. Aber die Raumaufteilung des freien, genieligen Dorfplatzes ist so schön, so ursprünglich künstlerisch gesehen, daß wir Gunda verstehen, wenn sie sinnend meint, daß wohl in jedem fränkischen Menschen ein wenig Künstlertum steckt . . .



Die alten Tore und Türme sind auch jetzt immer noch bewohnt



Aufn. (4) A. u. E. Frank

Noch heute fuhrten Tore in fast jede fränkische Kleinstadt

Mit hastenden Schritten kommt der Nachtwächter bei seinem Rundgang auf uns zu. „Schön ist es hier“, knüpfen wir das Gespräch an. — „Schön? Na ja . . .“, der Hüter der Ordnung will uns wohl nicht gerade widersprechen. „Aber das Dach muß' g'raht wern, und e Wasserleitung g'hört halt ins Dorf . . .“

Wir haben uns ein bißchen betreten angesehen und sind dann nachdenklich in unsere hienusgelegenen Betten gestiegen. Der Mann hatte ja so recht!

Fränkischer Barock

Wir stehen im Barockpark von Werned, am Ufer des spiegelglatten Teiches, der von dem bewegten Rhythmus des Gartens überleitet zu der Ruhe des großen Baues von Balthazar Neumann. Wir sehen den Mittelteil mit seinen waagerechten Fensterreihen und die schmalen Seitenflügel, die mit ihrer Betonung der Senkrechten das Gebäude wie Pfeiler abschließen. Dann folgen wir den feingeschwungenen Linien der großen Eingangshalle und der Dächer, die dem Ganzen eine leise und sehr ausdrucksvolle Bewegtheit geben.

Es fehlt diesem fränkischen Barock die himmelsstürmende Leidenschaftlichkeit seines italienischen Vorbildes. Gebämpfter ist alles, aber nicht kälter. Leidenschaft wurde zu freudiger Beschwingtheit, die in diese Landschaft der weichen Hügel, der Buchenwälder und Weinberge hineinsinkt und eine wurde mit dem Volke, das sie erschuf und nach seinem Willen formte.

Eine breite Steintreppe führt in sanftem Bogen zum Teich. Steinfiguren begrenzen ihre Seiten, deren Bewegtheit den Übergang bildet zu den Bäumen, in denen der Wind spielt. Garten und Teich, Treppe und Bau bilden eine vollkommene Einheit.

„Wer wohnt hier“, fragen wir Gunda. Sie schwelgt einen Augenblick. Dann sagt sie mit leiser Bitterkeit: „Werned ist eine Irrenanstalt. Die größte Irrenanstalt Mainfrankens. Hier wohnen die unheilbar Geisteskranken.“ — —

Es gibt Schlösser, die sind wie Museen. Man schreitet durch die Räume auf weichen Filzpantoffeln, wie um die Vergangenheit nicht aufzuwecken, die in ihnen schläft. Sie sind schön. Denn sie lehren uns die Achtung vor dem Leben, das einstmalig war.

Es gibt auch Schlösser, in denen noch jetzt die Nachkommen der Erbauer leben; sie haben sich leise gewandelt im Laue der Zeiten und bewahren doch die Linien der festen Tradition. Auch sie sind schön. Denn sie sind ein Teil jener heimlichen

Bindung, die aus der fernen Vergangenheit durch die Gegenwart hinüber in die Zukunft führt.

Aber es gibt auch Schlösser, deren heutiger Zweck in solchem Gegensatz zum Willen derer steht, die sie schufen, daß wir uns einer vergangenen Zeit und ihrer Verständnislosigkeit schämen müssen. So ist Werned.

Auf Riemenschneiders Spuren

Es ist Sonntagmorgen, als wir in Maßbrunn einfahren, die Zeit des Gottesdienstes. So betreten wir nur zögernd die kleine Dorfkirche, stellen uns dicht an die Seitenwand und betrachten still den Altar, das letzte große Werk Tilman Riemenschneiders. Wir lesen in den feinen Gesichtern der Madonna und der Heiligen, wir betrachten ihre Körper, die scharf geschnittenen Falten ihrer Gewänder, die zarten, gotischen Ornamente des Rahmens.

Dabei ist es gar nicht das rein künstlerische Erlebnis, das uns so packt. Es ist die Umgebung, die diesem gotischen Altar erst seinen vollen Sinn gibt. Die schlichte Dorfkirche gehört dazu, die Frauen darin in den schweren, bunten Trachten. Ihre Gesichter schauen zu den Heiligen auf in einer versunkenen Andacht, die sie den Gestalten des Altars seltsam ähnlich macht. Der breite Sonnenstrahl gehört dazu, der über den braunen und blonden Köpfen der Kinder liegt, und die leise Orgelmusik von der Empore.

Wir verstehen, daß Gunda uns schon nach wenigen Minuten hinauswinkt und erschrecken vor dem Ansehen der Kirchen- tür. Wir spüren, wir dürfen hier nicht stören, und wir beugen uns vor dieser Kunst, die nichts anderes als dienen will. Die aber gerade dadurch über die Jahrhunderte hinweg den Menschen des Alltags Wege zum Göttlichen zeigt.

Durch viele Dörfer sind wir noch gefahren. Später haben wir auch Städte gesehen. Würzburg, Rothenburg, Dinkelsbühl. Aber es war fast nicht nötig, sie aufzusuchen. Hier in diesem Lande der Weinberge, der Hügel und der weiten Felder lebt ein Volk, das seinen Willen zur Schönheit hinaustrug in jedes einzelne seiner Dörfer.

Wer aus dem Norden oder Osten des Reiches kommt, dem mag diese Überfülle fast zu weich erscheinen. Ihm mag in diesem Land das Kämpferische fehlen, die Härte . . . Und doch gleicht Franken ungemollt fast jeden in seinen Bann. Land und Mensch, Natur und Kunst verschmelzen hier zu reinster Harmonie in einem wundervollen: „Genug ist nicht genug.“ — Das ist Franken. Euse H a r m s.



Die Stadtbefestigung um Sulzfeld ist noch heute völlig erhalten



Schmiedeeiserne Hausschilder zeigen fränkische Volkskunst

Vom „Stippen“ und „Reißen“ — einer alten Glas Kunst

Als wir vor ein paar Tagen auf unserer Fahrt durch Halle kamen und in dem hellen Glur standen, der zur Werkstatt Ulls Scharge-Kebels führt, muhten wir noch sehr wenig von den Arbeitstechniken des Glaskünstlers, dem Kehen, Mattieren, Schleifen, Gravieren, Reißen und Stippen. Alle diese Arbeitsmöglichkeiten waren für uns zum großen Teil nur unbekannte Namen. Das Kehen und Mattieren war uns von unseren Gebrauchsgläsern her noch am geläufigsten.

Doch wer von uns hatte schon einmal Gelegenheit gehabt, das Schleifen des Glases zu beobachten, wenn mit dem verschieden großen und starken Kupferräders Muster in die Oberfläche des Glases eingeschnitten werden? Und nun gar die zuletzt genannten Techniken, das Stippen und das Reißen!

Sie wurden im 17. Jahrhundert mit besonderem Geschick in Holland ausgeübt und sind danach allmählich vergessen worden.

Nur einige Museen zeigen noch besonders schöne Arbeiten. Wir wissen, daß einige dieser Vasen — Arbeiten des Holländers Wolff — es waren, die in Ulls Scharge-Kebel den Wunsch weckten, sich diese alte Technik wieder neu zu erarbeiten.

So haben wir heute in Deutschland wieder eine Frau, die das Glas in dieser Weise bearbeitet. Vasen und Schalen aus ihrer Werkstatt zeigen das große Können und feine Einfühlungsvermögen Ulls Scharge-Kebels, die das an sich spröde, harte Glas, das in der Glashütte nach ihren Angaben zu Vasen und Schalen geblasen wird, durch ihre Muster, Ornamente und Gestalten lebendig werden läßt.

Vor allem sind es Tiere und Blumen, die sie mit dem Diamantgriffel gestaltet. Wenn wir die feinen durchsichtigen Gehalten auf ihren Gläsern betrachten, spüren wir die Einheit,



die hier zwischen der Arbeitstechnik und dem zu bearbeitenden Stoffe besteht; wir mühten keine Bearbeitung, die dem Glas besser entspräche. Diese Übereinstimmung von Material und Verarbeitung ist es ja, die der Arbeit erst innere Berechtigung gibt.

Ein leiser, singender Ton erklingt, wenn das Kupferrad an der einfach gerundeten Glaschale entlanggleitet; der Schmirgel hinterläßt eine trübe Spur, die von der Hand Ulls Scharge-Kebels behutsam entfernt wird. Dabei tritt der eigentliche Arbeitsvorgang erst deutlich hervor: dünne Linien und Risse sind entstanden.

Wir denken zuerst, das leichte Gefäß werde bald zerbrechen, das sich so geschwind drehende Rad werde doch einmal zu tief in die Glasfläche eindringen, — aber mit großer Sicherheit beendet Ulls Scharge-Kebel die Arbeit, greift zwischendurch zum Schmirgelgründchen, bringt die schillernde dickflüssige Masse an das Kupferrad, und schon löst wieder das zirpende Klingen, das diese Arbeit hervorruft, durch die Werkstatt. Endlich steht das Rad still.

„Eben habt ihr das Kehen am Kupferrad gesehen“, sagt die Frau im grauen Arbeitsittel, „nun will ich euch noch eine Gravur zeigen.“ Während es vorhin galt, mit der Kante des Rades Linien einzuschneiden, entstehen nun mit Hilfe des ganzen breiteren Randes vertiefte Flächen.

So bekommen wir den ersten Einblick in eine unendlich schwierige Arbeit, die große Geschicklichkeit und Sicherheit voraussetzt. Nachdem wir die Grundbegriffe dieser Arbeit kennen gelernt haben, zeigt uns die Hallische Glaskünstlerin ihre eigentliche Arbeit: „Mit dem Rad geht die Arbeit ja noch verhältnismäßig schnell vorwärts, — ich arbeite jetzt aber fast ausschließlich mit dem Diamantgriffel und habe die Technik des „Reißens“ und „Stippens“ mit dem Griffel, die im 17. Jahrhundert besonders geübt wurde, aufgenommen.“

Wir sind von dem hohen Fenster, das das Tageslicht voll auf den Arbeitsplatz fallen läßt, zurück in die helle geräumige Werkstatt getreten. Ulls Scharge-Kebel hat ein schwarzes Samt-



tuch vor sich über dem Tisch gebreitet und beginnt über diesem Untergrund, der die Muster besser sichtbar machen soll, die Arbeit.

Der Delftstift gleitet über die Oberfläche einer Glaschale — „ein Pelikan — seht ihr“ — und nun folgt die Künstlerin den Griffel, der eine scharfe Diamantspitze besitzt, und führt ihn, leicht und fest zugleich, über die glatte, durchsichtige, gewölbte Fläche.

Während noch das Rad immerhin in die Oberfläche des Glases einschneidet, geht der Griffel nur ganz leicht über sie hin, eine sehr dünne feine Spur ziehend. So entsteht Linie um Linie — hier dicht beieinander, dort weiter voneinander entfernt — bis nach einer Zeit verhaltener Spannung das kleine Werk fertig vor uns steht.

Nun sollen wir auch noch die andere Technik kennenlernen, die mühsamste und schwierigste, das „Stippen“. Ilse Scharge-Nebel hält den Griffel jetzt so gefaßt, daß die Diamantspitze leicht auf die Glasfläche hämmert ohne, wie vorher, an der Fläche entlangzuziehen. Nachdem wir diese Arbeit gemeinsam betrachtet haben, müssen wir plötzlich lächeln, denn wir haben nur noch flüsternd gesprochen, als wir den Blick in die zarten Linien richteten, die so leicht und unmerklich aus dem Glas

Nun wollen wir, wie all die Tiere und Pflanzen entstanden sind, die wir nun noch einmal an den fertigen Arbeiten, die hinter dem Schreien des großen Wandchranks aufgestellt sind, bewundern. „Ich suche immer ganz aus der Natur heraus zu schaffen“, erzählt Ilse Scharge-Nebel, „oft mache ich draußen meine Skizzen, um auch der wirklichen natürlichen Haltung, z. B. der Tiere, immer gerecht zu werden.“

Dann sitzen wir noch eine Weile beisammen, und Frau Scharge-Nebel erzählt uns, wie sie zu ihrer Arbeit gekommen ist, wie sie — durch die Vormittagsstunden in der graphischen Abteilung der Dresdner Kunstgewerbeschule sich nicht genügend beansprucht fühlend — nachmittags noch in der Glaschule arbeitete, bis sie sich schließlich ganz der Bearbeitung des Glases zuwandte.

Es sind nur wenige Worte, die sie dabei über sich selbst spricht, denn im Vordergrund steht für sie ihre Arbeit und ihr Werk, die Pflichterfüllung und nicht die eigene Person.

Diese Art entspricht auch so gut den Worten, mit denen sie uns, als wir kamen, begrüßte: „Mein Arbeitsplatz ist verstaubt — so darf er eigentlich nicht aussehen. Seit Monaten bin ich nicht mehr dazu gekommen, hier zu arbeiten, denn der Haushalt und die Kinder dürfen doch darüber nicht zu kurz kommen.“

Hilde Rinkowski.



Die Glaskünstlerin Ilse Scharge-Nebel am Kupfer-
rad — Oben links: Vase
mit geometrischem Muster,
gestippt und gerissen.
Unten links: Hohe Schale
mit Pelikanen (gerissen).



Die Jugend von heute kennt nicht mehr allein ihre engere und engste Heimat, sie durchwandert das ganze Deutschland und ist in Ostpreußen ebenso zu Hause, wie in den bayrischen Bergen, im Rheinland oder in Thüringen. Die Kameradschaft der Jugend geht über alle Landesgrenzen hinweg. Sie ist die selbstverständliche Auswirkung des Gefühles der Schicksalsverbundenheit aller Deutschen. Jungen und Mädels durchwandern zu allen Jahreszeiten deutsche Landschaft und deutsche Städte zu den ewigen Quellen unseres Volkstums.

Baldur von Schirach

Eine Mutter schreibt: Nur nicht so ängstlich!

„Mutter, wir gehen auf Fahrt!“ Die Tür wird aufgerissen, und dieser einzige Schrei der Begeisterung tönt der besorgten Mutter entgegen. Freilich können wenig Mütter diesem Jubel widerstehen, obgleich es immer wieder noch einzelne Frauen gibt, die sich zu wirklichem Verständnis für die Jugend nicht durchringen können. Es wird so viel zur Beruhigung überängstlicher Gemüter von den Führern und Führerinnen der Hitler-Jugend beigegeben, z. B. in Form von Presseaufträgen, und um diese berechnete Beruhigung zu unterstreichen, möchte ich als Mutter auch einmal zu diesem Thema sprechen.

Wieviele dieser begeisterten Ausbrüche erlebte ich schon bei meinen Kindern, und wieviele Fahrten wurden mir bis zur winzigsten Kleinigkeit geschildert! Wie sehr genieße ich gemeinsam mit meinen Kindern die Vorfreude, und die Vorbereitungen werden mit dem Ernst und der Wichtigkeit getroffen, die so ein kleiner Mensch fordert.

Die Uniform, das Ehrenkleid unseres Kindes, wird noch einmal von Mutters Augen geprüft, und der „Kisse“ wird natürlich gemeinsam gepakt. Mutter weiß ja, was am notwendigsten ist, und sie weiß auch, was am Kleinsten dem Magen besonders behagt. Eine Überlastung beim Tragen fällt weg, da eben der „Kisse“ nur das Nötigste folgt. Still lächelnd und froh lasse ich mein Kind gehen, und meine Gedanken begleiten es auf seinem Weg.

Wenn dann Frau Müller oder Frau Schmidt kommt und händelnd ausruft: „Haben Sie schon gehört, daß das und das vorgekommen sein soll?“, dann kann ich immer von neuem betonen, daß ich nur von guten Erfahrungen erzählen kann. Ich gehe so gern diesen Gerüchten auf den Grund, und meist erweist sich alles als Schäum. Freilich werden hier und da auch noch einmal Fehler gemacht — das wird gar nicht bestritten, aber, liebe Mutter, bedenke doch, daß dein Junge oder dein Mädchen in den Ferien gern um 6 Uhr früh aus den Federn schlüpft, wenn es gilt, eine Wanderung zu unternehmen! Warum nicht mal bei der HJ?

Der „Kisse“ ist zu schwer? Ja, steht du nicht selbst nach den Dingen, die sich darin befinden, oder glaubst du, daß ein halber Handwerkskasten Vorschritt sei? Erträgt es das besorgte Mutterherz nicht, daß ihr Kind auf Stroh schläft? Ach, Mutter, geh einmal in ein solches Nachtlager, und freue dich an dem gesunden, glücklichen Schlaf deines Kindes!

Die Jungmädels gehen bei Schneesturm mit Socken, und Mutter glaubt, daß es „Befehl“ sei. Denke daran, daß auch du mal jung warst und da auch nicht immer nur vernünftige Gedanken in deinem Kopf wirbelten. Du hast Angst, dein Kind in junge Führerhände zu geben und kennst diese Führer zu wenig. Die Führer deiner Kinder sprechen durch diesen Mund zu mir, und ich erfasse dadurch das Wesentliche und höre die feine Saite klingen, die eine jede Mutter klingen hört, wenn sie nur hören will!

Ich glaube, daß kaum ein jugendliches Unternehmen so durchdacht und diszipliniert durchgeführt wird, wie diese Fahrten und Lager. Glaub', Mutter, gerade der Schlaf im Stroh nach

gesundem Marsch oder nach kräftigen Reisesübungen ist der tiefste, der beste. Die Stählung des Körpers und der Seele aber gibt eine wertvolle Ergänzung der elterlichen Erziehung. Unsere Kinder werden festlich nicht belästet, sondern lernen Kameraden aus allen Volksschichten kennen, lernen das Eigene schätzen und lernen Verständnis für die Umwelt. Für die Dummheiten der Kinder muß man nicht stets und ränbig die Hitler-Jugend verantwortlich machen; dieses Bestreben ist oft nur eine billige Entlastung des eigenen Gewissens.

Mutter, sieh in die Augen deines Kindes, wenn es von Fahrt kommt. Wohl muß man häufig mit einem Kübel Wasser und einer Bürste bereit stehen, um Fahrten- und Lagerstaub zu überwinden, — aber einen ist nicht zu putzen, und das sind die Augen, denn die erscheinen blanker als zuvor. Wenn allerdings die Jugend in diesen Augen bilden nicht auf Verständnis, sondern vielleicht sogar auf Widerstand bei den Eltern stößt, dann wird ein Keil zwischen Eltern und Kinder getrieben, dann wendet sich diese Jugend ganz den Kameraden zu, und wir Eltern verlieren die Fäden aus unseren Händen.

Wir Mütter schenken der Nation das Kostbarste, was sie besitzt. Wir müssen aber auch mit der Jugend marschieren, und können wir das Marschtempo nicht einhalten, dann verzagen wir damit auch als Vertraute und Freunde unserer Kinder.

Käte von Bergmann.

Unter der tausendjährigen Eiche

Wir waren auf Fahrt. Staunend standen wir vor einer Eiche von ungeheurer Größe, die gut ihre tausend Jahre in der Krone haben mochte. Der rillige, knorrige Stamm war so dick, daß vier Mädels ihn längst nicht umspannen konnten, und wenn der Wipfel auch einige tote Riesenarme in die Luft reckte, so reckte doch noch eine ungeheure Lebenskraft darin.

Tausend Jahre! Wir waren ganz still geworden und überlegten, was der alte Riese alles an deutscher Geschichte miterlebt hat; da hob Lilo eine Eichel auf, legte sie auf die Hand und bemerkte mit tiefstimmigem Seitenblick auf den Baumriesen: „... und alles kann man so in der flachen Hand tragen!“

Natürlich haben wir erst einmal lachend gelacht, aber schließlich war Lilo doch ganz im Recht! Auch dieser Baum ist einmal so eine kleine Eichel gewesen, und vielleicht wird das eine oder andere seiner eigenen Eichelkinder auch einmal so ein Riese! Da sind wir wieder einmal bei einem der ganz großen Wunder der Natur: In welch winzigem Raum oft der Keim zu solch großem Leben liegt, und mit welcher Umsicht die Pflanzemutter sorgt, daß ihre Art erhalten bleibt!

Wir setzten uns unter die Eiche und aßen unsere mitgenommenen Äpfel. Seht war Anne die Befinnliche und baute sich länderlich einen Äpfelfern vor sich auf. „Wenn ich an unseren Reinettenbaum denke, daß er auch einmal so ein blühendes Ritz war — und was holen wir jetzt jedes Jahr von ihm herunter! Wie seltsam, daß hier aus diesem kleinen, unscheinbaren braunen Keim tatsächlich wieder ein Apfelbaum wird...“

„Warum hat er denn diese harte Schale?“ — „Steh mal, das ist doch überall so bei den Samen, die von irgendeinem Frucht- fleisch umgeben sind; dadurch werden die Tiere angelockt. Der Stolz, der eine Kröte schluckt und dabei den Kern mit- verschluckt, weiß natürlich nicht, daß er der Pflanze damit einen großen Gefallen tut, denn wenn der Kern wieder heraus- kommt und zufällig auf günstigen Boden fällt, dann kann er keimen und wachsen, und das wollte die Mutterpflanze ja bloß!“

„Du sprichst ja richtig wie von Menschen . . . so ein Baum kann doch nicht ‚wollen‘.“ Bums, hatte die kritische Lotte von der empörten Eichelmutter eine durchaus ausgewachsene Eichel an die Nase gemorfen bekommen, daß sie entsetzt hochfuhr.

Und als sie sich wieder hinlegen wollte, wurde die Brombeer- mutter nachschick, denn sorgt sie vielleicht nicht auch gut für ihre Samentinder? Die vielen winzigen Beeren, die als „Sammel- frucht“ die Brombeere bilden, sind ja auch nur erdacht, um den Samen den Weg ins Leben zu erleichtern. Inge hat inzwischen bräunen Haselbüsche entdeckt. „Sag mal, wie kann denn bloß so ein schwacher, kleiner Keim aus der harten Ruh heraus?“

„Stehst du, alle Samenhüllen — schließlich ist ja auch die Kokosnuß eine — haben eine Stelle oder ‚Naht‘, an der sie leichter aufgehen, und der kleine Keimling, der in der Erde angefangen hat, Feuchtigkeit aufzunehmen und zu wachsen, findet diese Stelle ganz genau. Er preßt mit größter Energie von innen und wächst, und plötzlich gibt die Schale nach und der Keim sucht seinen Weg weiter ins Licht. Ich glaube, wenn wir im Verhältnis zu unserer Größe auch so stark wären . . . das gäbe allerhand! Aber wie bilden uns ja bloß immer ein, solche Überweltler zu sein, und alles andere sind ja „bloß“ Pflanzen und Tiere! Nicht wahr, Lotte?“

Die ist aber ganz still geworden, und raucht dort bräunen einer anderen Pflanzenmutter die Früchte, die letzten Blaubeeren. Aber dafür hat die Klekrautmutter sie einfach in Dienst genommen und ihr den ganzen Kopf voll grüner Bällchen gehängt, und wenn sie es merken wird und schimpfend das frabblige Zeug abstreift, das übrigens ganz schön seifigt, dann hat sie schon ihren Zweck erfüllt und die Samen ein Stück weiter getragen. Denn die Pflanzenmütter stellen alle in ihren Dienst, den Wind und die Eichhörchen und die Rehe und dich und mich . . . und woher mögen sie es bloß wissen, daß das gerade der richtige Weg ist, um neue Lebensbedingungen zu schaffen?

Das kann dir auch der flügste Gelehrte nicht sagen, der alle Pflanzen mit dem lateinischen Namen kennt; und wenn er in den Wald kommt, dann hängt die Pflanzenmutter auch ihm ihre Früchte an den Kopf und hält es für ganz selbstverständlich, daß er ihr dient. Bloß er merkt es gar nicht! Aber wir wollen es gern tun! —

Daß jede Landschaft ihren Charakter durch bestimmte Pflanzen erhält, hast ihr doch sicher auch schon beobachtet. Im Kiefern- wald werdet ihr seine Bergheimelnacht suchen und im Moor seine Wellen, und auf dem sandigen Acker wächst bestimmt sein Wollgras. Genau so ist es mit den Vögeln; sie passen auch in ganz bestimmte Landschaftsbilder. Spricht und Rufe gehören in den Wald, das Rebhuhn quarrt in den Feldern, und die Wachtel lockt im Korn, und wenn ihr im Frühjahr brühten loszieht, hört ihr wohl auch einmal den Balzgesang des Bluthanes . . . tschun, tschun, tschun, tschun, tschun . . . Am schönsten ist es, wenn wir im Feld draußen liegen und ein- mal richtig den Morgen erleben. Wenn gerade erst die Sterne verblassen, wacht hier und da ein schüchternes Vogelschimmern auf und wird gleich wieder still. Aber noch ehe die obersten Baumspitzen golden ansteuchten, ist mit einem Schlage alles lebendig. Die Urfel jubelt, unermüdlich ruft der Auer- seinen Namen . . . Habt ihr schon einmal versucht, ihn heran- zulocken?

Mit verhaltener Leidenschaft guckt der Ringeltauber sein Kruck kruck, der Zilpzil erzählt genau wie der Auer- dauernd von sich, und der Fitis flattert unermüdlich die Ton- leiter herunter, während sich der Baumpieper hoch über die Wipfel schwingt und mit langgezogenem „Jagajaga“ wieder herunterflattert. Die Grasmücken schwärzen im Gebüsch, und der Specht, der große Buntspecht, kreucht mit lautem Ge- lächler tschit tschit tschit nach dem nächsten Baum, der ein nahrhaftes Würmerfrühstück verspricht.

Ist die Sonne dann höher gestiegen, wird es bald stiller im Wald, denn dann verlangt der Wagon sein Recht und irgend-

wo schreien auch hungrige Vogelkinder. Wer von euch schon im Hochgebirge war, hat es vielleicht erlebt, wie gut es zu der wilden Einsamkeit paßt, wenn plötzlich an der steilen Fels- wand mit schrägem Kesseln die Felsendohlen aufplattern.

So, und wenn ihr wieder auf Fahrt geht, dann paßt einmal selber auf, wer — wie — wo — wann — singt und schweigt und piept, und denkt einmal darüber nach: warum mag zum Beispiel wohl die Wachtel nicht im Kirschturm sitzen, wo es der Eule so gut gefällt. Warum wohl? Bitte Kau.

Heidsommer im Holz

Eigentlich wollte ich vom Fuzonensee erzählen; aber der Name klingt zu geheimnisvoll nach Indianerspielen. Jedes Kind, jeder Junge in Selmer weiß, wo der Fuzonensee anfängt, und wie weit man sich von da ins Moor wagen kann. Das Indianerspielen ist nun wohl vorbei; der eine oder andere hat seinen Namen von den tollen Spielen im Moorbruch behalten, Falsenauge und Donnernde Wasser wankten sich die Jungen.

Wer einmal im Moorbruch gewesen ist, weiß draußen vor der großen Stadt, wo kein Wagen mehr durch den tiefen Sand kommt, der weiß, daß es nichts Schöneres gibt als das grobe Holz, Klaus Jensens Jagdrevier. Kein Fuhrwerk knarrt mehr, und nur solche Menschen sind hier draußen, die den Wald und die Heide lieb haben.

Klaus Jensens Förkhaus lag tief hinter den Kiefernwäldern. Der Förker selber war uns Jungmädels ein guter Freund. Zu allererst hatten wir ihn allerdings mehr als einen härtebeigen Allen kennengelernt, mit Zwitbelbart und finsternen Augen, die den Blicken der anderen Leute immer um ein Stück voraus waren. Das grobe rote Leinwand hing meist einen Zipfel breit, handgreiflich aus der Holentaube. Die grüne Zoppe war auf den Schultern arg verschollen, denn die Sonne brannte ihm sommertags heiß auf den breiten Rücken . . .

Später, als wir ihn wieder einmal auf einer unserer Fahrten suchten, fragten wir es „spitz“, daß der alte Klaus gar nicht so böse war, wie wir es anfangs meinten, daß er sich sogar freute, wenn wir draußen in der Heide waren und er uns seine Jagdgeschichten erzählen konnte, und einen Heidenjag hatte, wenn er uns dabei mächtig „verfollte“.

Kein Graben war ihm zu breit, kein Brambusch zu hoch, er war immer voranweg mit seinen langen Beinen, die fest in grüne Samasien gewickelt waren. „Er hat richtige Jäger- augen“, behauptete ein Jungmädels. „Seine Augen sind an die Büsche gewöhnt“, erklärte Ulla Darmisen dazu.

Ein Förker wie Klaus Jensen mit einer Schar von dreißig Jungmädels, die etwas sehen und erleben wollen im Jagd- gelände — das ist eine beneidenswerte Sache; noch dazu in einer Zeit, wo die Himbeeren süßen Duft geben und die Bid- beerenweibchen volle Körbe mit heimbringen.

Wie wir in der Morgenfrühe durch die Heide wanderten, waren die Frauen längst draußen bei ihrer Arbeit. Wir hatten uns mit dem Förker abgesprochen, daß wir einen ganzen Morgen lang beim Bidbeerenspielen helfen würden. Es waren alles arme Frauen aus dem Danner Moor und Wäldchen von den Moorhöfen, die zweimal in der Woche am Markttag in der Stadt ihre Beeren verkauften. Sie hatten von den Dornen ganz zerfurchte und zerrißene Hände.

„Unserem wird kein Weg geschenkt, uns fragt keiner, ob der Rücken schmerzt“, sagte eine der Frauen. „Aber wenn der alte Jensen nicht wäre, wer weiß, es würde uns gewiß irgendein fremder Förker aus dem Kessel jagen.“ Der alte Klaus kannte ihre Not um den Lebensunterhalt, denn das Torfstecken brachte kaum das tägliche Brot ein; und wenn viele Kinder auf der Moorlatsch groß wurden, hatte die Mutter ihre liebe Not.

Wir haben mit desto größerer Freude die runden Rümpfe voll gesammelt und sie in die großen Körbe geschüttet. Nebenbei wurden unsere „Mäuler“ blank und die Hände schmutzig. Der Förker rauchte seine Pfeife, deren Qualm und Dampf Scharen von Mäulen vertrieben.

Später durften wir im See baden unter Oberaufsicht von Klaus Jensen, der von einer wackigen Holzbarke aus den Verkehr zwischen aufgeregten Enten und Wasserhühnern und dreißig

krabbeligen Jungmädeln regelte, wobei sein brauner, teertiger Rahn als Sprungbrett oft bedenklich ins Schwanken geriet und unser Oberbahameister nachher ein nachgespritzter Grünstrich war. Die Bienenweibchen standen am Ufer und klatschten vor Vergnügen in die Hände.

Abends dämmerte es lange, bis ein weißer Nebel über die große, weite Heide fiel. Eine einzige riesige Wolke bildete er, die lauscher über der Erde hing. Die Türme der Stadt ragten dunkel gegen den Himmel. Der Förster erzählte vom Sommer und von der Heide. „Hier ist das Land des Birkenbaumes“, sagte er, „und wer hier tagen, tagaus über den breiten Heideflächen wandert mit Falkenaugen, der sieht viele Dinge vom Leben.“

Auf den Kronen der Kiefern wisteten ein paar Falken; und während der Förster noch erzählte, spähten seine Augen durch das Rohr gegen den Wald, aber da rührte sich kein Laub, kein Flügelschlag. Die Bienenweibchen waren längst davon hinter den Wäldern. Die Bauern vom Heidehof hatten ihre vollen Körbe auf die Kletterwagen geladen.

Der Förster war weit vorne, immer vier Schritte voraus; wir mußten hinter ihm bleiben, damit wir den wildmännischen Schritt nicht verlieren, lachte er. Hochliefernbestände und Aufzuchtungen erklärte er uns und das Schreien der Krammetsvögel, die überm Moor flüchten.

Die Regenspeller riefen und jammeten vor Angst; dreißig Jungmädel im Revier waren ja auch da. Einige Male umflogen die Vögel den großen See, drehten bei und flogen dann empört davon. Das Rotkehlchen warnte in der Heide. Drei junge Kammelmänner hoppelten friedlich in die Wiese und fingen hungrig an zu speisen; die Abendsonne schimmerte durch ihre feinhäutigen Ohren, die spitz und lauscher anlagen. Dann legten sie sich müde ins hohe Gras und schliefen die Köpfe auf den Rücken, um zu dösen. . .

Hochbeinig kam das erste Schmalreß aus dem Buschwerk; Rehweid folgte ihm. Es drehte den glänzenden Kopf und lugte zurück ins Waldinnere, ludte die anderen Tiere, die erst vorsichtig sicherten, ehe sie sich frei in die Wiese wagten.

Ihre Lauscher drehten sie in den Wind. Langsam traten die Böde vor und verließen die bedenden Sträucher. Vor jedem Windstoß erschrafen sie, und wir spürten, wie der am Tage eingeschlafene Wind sich langsam klatternd in eine neue Richtung hob; es wurde ein Ostwind daraus, der hart und heftig war. Aus den Bäumen strich ein Häher, kreuzte und kreiste über uns. Er ließ sich vom Wind streicheln und kühlen, so hatten wir es von dem Förster gehört. Braun und rot glänzte es in der Wiese, das Schmalreß hüpfte übermütig, als ob es hier im Moorbruch keine Gefahr gäbe. Die anderen Tiere ließen den Graben nicht aus den Lichtern, sie lauschten auf jedes Rascheln; wir mußten ganz still liegen und listig zugen, so wie es der Förster uns vormachte. Die Sonne rüßte immer tiefer, ihre letzten Strahlen vergoldeten die Wipfel der Bäume. Erstig reckte das Wild den Kopf ins Gras und fraß sich satt.

Ersta konnte sich vor Freude nicht beruhigen und zeigte mit der freien Hand über die Wiese. Der rote Bod hatte das gelistet und drehte gleich bei, schnell wie der Wind sagte er dem Holze zu. Bald war die ganze wilde Jagd im Walde untergetaucht. In langen Fluchten waren sie auf und davon, nur das Schmalreß sprang unbekümmert hinter-

her, der schwarze Windfang glänzte in der Abendsonne. Der Förster wollte es anpfeifen, aber es tat ihm leid, und er ließ die Büsche langsam wieder ins Gras fallen.

Ein Uhr jähre grell und stürte legerisch die Abendruhe auf der Wiese. Der alte Jensen holperte langsam davon, seine Augen leuchteten wie Lichter im Dunkeln. Der Boden unter unseren Füßen wackte und bröckelte. Manche wurden ganz still, gerade die, die sonst immer froh und laut sein konnten. Einige hatten Angst vor dem schimmernden, grünen Wasser. Die meisten Mädel schliefen nur noch.

Der Alte lachte plötzlich laut und kräftig, als hätte er es allein hier zu sagen. Das munterte die banger Gemüter wieder auf. Aber bis zum Schluß hielten wir uns fest an den Händen.

Abends gab es „Vannfoten“ mit Bienen, die wir selbst gepflückt hatten. Die Försterleute saßen mit uns zusammen. Es war richtig Heidefrucht im Holz. Die junge Frau hatte ein frohes, leuchtendes Gesicht. Wir sangen Jägerlieder und die Schorade von dem lustigen Auszug mit dem Simsalabim.

Klaus Jensen erzählte von einer tollen Jagd auf den roten Zwölfsender, die Geschichte seines Jägerlebens, wie er als Junge zum erstenmal die Büsche laden gelernt hat und ein prächtiges Rehweid bis ins Herz traf. . . „Wir müssen nach Haus“, sagten wir und mochten uns fertig. „Aber ihr kommt wieder?“ fragte Jensen. „O ja, wir kommen wieder“, riefen wir und winkten so lange, bis wir seitwärts durch die Stämme verschwanden.

Annemarie Mittelhaus.



DREI JUNGMADELBRIEFE AUS EINEM OSTSEELAGER



Wir vom „Vorkommando“ bauten die Zeltstadt

Liebe Mutter, nun sind wir vom „Vorkommando“ nicht mehr allein im Lager. Gestern, am Spätnachmittag, traf der Sonderzug ein. Wir waren alle am Bahnhof. War das ein Lachen und eine Freude! Singend sind wir dann durchs Dorf marschiert, dem Kiefernwalde zu, der gleich hinter den Dünen liegt, und in dem unsere Zeltstadt steht.

Die Freude hättest du einmal sehen müssen, Mutter, als die weißen Zelte zwischen den Kiefern auftauchten. Wir vom „Vorkommando“ hatten aber auch die ganzen langen Tage fleißig geschafft, um alles recht fein herzurichten.

Abends im Zelt erzählten wir ihnen, wie langsam mit Hilfe des in der Nähe liegenden Arbeitsdienstlagers das große Lager angelegt wurde, wie der breite Hauptweg vom Lagertor hin zu den Zelten entstand, wie der Schuppen für die drei Gulaschkanonen gebaut wurde, wie der Koch eintraf, und wie dann zum erstenmal dort drüben unter dem großen Holzverschlag, der zum Lager hin offen ist, der Dampf aufstieg. Gebadet haben wir auch schon alle tüchtig, und einen Hunger

haben wir! Ja, der Smutje — so nennen wir immer unsern Koch — hat es nicht leicht; er muß jeden Tag Riesenportionen herstellen.

Denk daran, daß am nächsten Sonntag unser Elternbesuchstag ist und komm bestimmt! So ein schönes Lager gibt es bestimmt nur einmal! Das mußt du unbedingt gesehen haben! Wir werden dann zusammen an die See gehen, wenn wir Freizeit haben. Sie liegt gleich hinter den Dünen, kaum zwei Minuten von unseren Zelten weg. Vorher zeige ich dir aber noch unser ganzes Lager, auch die Klingelleitung, die wir angelegt haben, vom Lagertor den langen Hauptweg entlang bis hin zum Führerinnenzelt. Du, das war gar nicht so einfach! Der Draht lag ganz vorrichtsmäßig, aber der Ton wollte und wollte nicht kommen. Dabei haben wir vielleicht alle geschwiegt

Morgen habe ich Küchendienst! Gemüseputzen müssen wir. Kiefernberge sind es, so viel würdest du gar nicht in deine Küche hineintragen, auch nicht, wenn du die Speisekammer dazu nehmen würdest! Wir schaffen es aber immer. Zwanzig Jungmädchen stehen dann immer im Kreise und putzen und schaben. Aber das Lachen und Singen haben wir noch nie darüber vergessen! Das alles ist viel, viel lustiger, als wenn ich dir zu Hause in der Küche helfe. Schade, daß bei uns zu Hause in der Küche nicht meine ganze Jungmädelschaft Platz hat, sonst könnten wir dir einmal deine Hausarbeit ganz abnehmen. Das würde sicher fast ebensoviel Spaß machen wie hier im Lager. Glaubst du nicht auch Mutter? Also dann bis Sonntag, liebe Mutter. Deine Ursel.

Der Trompetenraub und seine Vorgeschichte

Heute muß ich dir aber eine ganz aufregende Geschichte erzählen, Mutter. Als wir gestern früh aufwachten, hing an dem großen Baum, der neben dem Führerinnenzelt steht, ein Plakat. Darauf stand: „Jungmädchen, aufgepaßt! Es sind Diebe im Lager! Sie wollen euch einen wichtigen Gegenstand rauben! Nehmt die Verfolgung sofort an!“

Ganz wie eine amtliche Bekanntmachung bei uns dahel an den Aufhängeläulen sah das Plakat aus; denn es war hübsch sauberlich in einer Druckschrift hergestellt und trug sogar einen großen Stempel. Den konnte man aber leider nicht enträtseln, so daß man, auch wenn man diesen geheimnisvollen Aufruf noch so lange und eingehend ansah, einfach nicht herausfinden konnte, woher er kam ... Und was haben wir alle überlegt...



Unermüdlich hatten wir die ganzen langen Tage geschafft



Nun wurde der Schuppen für unsere Gulaschkanonen gebaut

Aber daß Gefahr drohte, war uns allen klar! Na, da konnte beruhigt sein, Mutter, wir hatten im Ru alles organisiert und verteilt, so daß wir überall am Lagerzaun und auch überall im Lager selbst unsere versteckten Wachen hatten. Ganz unüberwindbar kamen wir uns vor! Daß wir dann nachher so dumme Schiffbrüche erlitten, war einfach Pech. Mutter, wir hatten wirklich alles nur mögliche getan.

Na, dann kam Besuch ins Lager, unsere Oberaufseherin mit zwei BDM-Führerinnen aus der Reichsjugendführung. Sofort war unser Verdacht da. Das Plakat mußte mit ihnen in Zusammenhang stehen. So sollten denn unsere Wachen sie unmerklich begleiten. Aber Groß — du kennst sie ja auch, Mutter, sie ist in meiner Schacht — machte es nicht ganz glücklich, und als dann unser Besuch den Aufruf gesehen hatte, lachten sie alle drei, weil sie mittlerweile gemerkt hatten, daß sie unter Bewachung standen.

Na, und dann versuchten sie in einem fort, uns anzuführen. War das anstrengend! Immer wieder versuchten sie, uns auf



Der Smutje in seinem Reich zwischen den Gulaschkanonen



Zwanzig Jungmädchen stehen dann immer im Kreis und putzen und schaben; aber das Lachen und Singen haben wir nie vergessen

eine falsche Spur zu locken. Aber na, wir sind ja nun auch nicht so ganz ohne . . . Unglaublich vergnügte, aber auch aufregende Stunden waren das, bis dann das Mittagessen kam. Wir sahen alle im Sigring beim Essen. Unser Besuch war drüben beim BDM, der gleich neben uns Jungmädels sein Zeltlager hat, wir hatten ausgefundschafftet, daß sie alle drei zum Essen drüben bleiben wollten. Da wir gesehen hatten, daß sie zwischen den Mädchen im Sigring saßen, waren wir beruhigt. Wir glaubten also mit Recht, daß wir für die nächste halbe Stunde eine wohlverdiente Mittagspause hätten.



Gestern hatte ich mit Liesel zusammen die Lagerwache

Na, wie hießen alle alle nichtsahnend im Kreise, das gefüllte Kochgeschirr vor uns, als plötzlich von der Düne her ein lauter und langgezogener Trompetenruf zu hören war. Wir zuckten alle wie elektrisiert zusammen! Das war unsere Trompete, die nur bei ganz großen und wichtigen Anlässen geblasen werden durfte oder als Signal beim Baden. Welches kam jetzt aber ja gar nicht in Frage . . . Da, wieder der Ruff! Und nun hüßten auch schon aus dem Lager zwei von den Jungmädels herbei, die während des Mittagessens die Wache hatten.

Raum hatte sie uns zugerufen: „Die Trompete ist weg“, da sagten wir auch schon alle den Dünen zu, dorthin, woher wieder ein Trompetenruf ertlang. Das war eine Hege, und das war ein Suchen, kann ich dir sagen!

Wir haben sie uns zurückgeholt, Mutter, aber eine Blamage war es doch für uns Jungmädels, nachdem wir sie so bewacht hatten . . . So gut hatten wir alles eingerichtet gehabt, aber wer konnte auch ahnen, daß das drüben im BDM-Lager nur eine Falle für uns war. Unten am Strand entlang sind sie zu unseren Zelten geschlichen. Da wir aber Mittag nur drei Jungmädels im Lager hatten, war es natürlich ein Leichtes, die Trompete zu rauben. Das haben wir denn auch unserer Oberaufseherin gesagt. Aber eine Blamage bleibt es doch, daß wir zweihundert Jungmädels von drei Führerinnen überlistet wurden . . .

Aber das Schönste war, Mutter, daß es im Grunde gar nicht die richtigen Täter waren. Die Führerinnen aus der Reichsjugendführung sind erst von uns darauf gebracht worden. Sie haben die Trompete nur geraubt, weil wir alle so schrecklich aufgeregte waren und sie im Verdacht hatten und weil sich doch nun auch was ereignen mußte, nachdem wir uns soviel zur Abwehr ausgedacht hatten.

Die eigentlichen „Diebe“ aber sahen ganz woanders. Das Zelt Nr. 1 sollte nämlich auf Anordnung unserer Unteraufseherin die Trompete rauben, um so den Kalch zu einem schönen Fährtenpiel zu geben. Das erfuhrten wir aber erst viel, viel später, als die Trompete wieder verschwunden war und eine hundenlange, aufregende Verfolgung begann. Na, Mutter, da hättest du bei sein müssen! So schön war dieser Tag! Es grüßt dich deine Ursell!

Lagerwache, Wachen, Meldeste und eine Panfare

Gestern hatte ich mit Froisch zusammen die Lagerwache. Du mußt nämlich wissen, Mutter, daß immer zwei von uns am Lagerort aufpassen, wer das Lager verläßt oder wer kommt. Ganz gleich, ob es nun Jungmädels, Führerinnen oder Besuch ist, — das muß immer alles genau vermerkt werden. Auch die Uhrzeit muß immer angegeben sein, deshalb haben wir den Wachen vor uns stehen. Wenn Besuch kommt, melden wir das durch

einige Panfaren-Signale, weil das Lagerort ein ganzes Stück von den Zelten entfernt ist. Sobald dieses Signal ertönt, kommen immer dann gleich zwei Jungmädels angelaufen, um den Besuch ins Lager zu geleiten. Du siehst, Mutter, daß alles ganz genau geregelt ist . . . Wir haben ein kleines Lagerbuch. Darin muß alles eingetragen werden. Als wir gestern einmal Zeit hatten, weil niemand kam oder ging, da haben wir es uns durchgeblättert. Da stand alles drin, auch der Name unserer Reichsreferentin. Sie hat uns nämlich eines Tages ganz unerwartet besucht. Auch ein Vertreter von unserem Gauleiter Dr. Gorbels war bei uns; er hat uns in das Lagerbuch geschrieben: „Diese Lager zeigen uns Allen, daß unsere Mädelsorganisation so klar und einheitlich weltanschaulich ausgerichtet ist, daß wir froh in die Zukunft blicken können. Der Gau Berlin hat an diesen Lagern nichts auszusagen, nur anzuerkennen. Riesler.“



Eine ganz vergnügliche Sache ist immer ein Stehkafee am Nachmittag



Unser ständiger Lagerbesuch: Badegäste im Strandanzug

Wir haben nämlich unendlich viele Lager, mußt du wissen, Mutter! Die sind nicht nur von unserem Obergau und nicht nur hier an der Ostsee. Unsere Obergausportwartin, mit der wir neulich die Vorführungen für unser Untergausportfest übten, hat uns davon erzählt. Sie ist schon in ganz vielen Lagern gewesen. Auch unten in den Bergen, in Thüringen und am Rhein sind solche Zeltlager. Da sind viele, viele Zehntausend Mädel und Jungmädel drin, sagte unsere Obergausportwartin. —

Jetzt haben wir wieder Freizeit. Da kann ich dir weiter schreiben, denn ich habe dir ja noch so viel zu erzählen. Von der Lagerwache, die ich mit Froisch hatte, habe ich dir ja schon geschrieben. Aber daß wir an dem Tag viel zu tun hatten, habe ich ganz vergessen.

Du weißt ja, Mutter, wie sehr sich die Badegäste am vergangenen Sonntag über unsere Festweise gefreut haben. Von dem Lagerzirkus mit dem dressierten Pferdchen und dem kleinen Tanzbären erzählen sie sich jetzt immer noch. Das war ja aber auch wirklich zu schön!

Weil sie noch so oft an diesen Nachmittag denken, besuchen sie uns gern, um noch mehr von unserem Lagerleben zu sehen. An dem Tag, an dem wir Wache hatten, kamen all die Sachsen aus dem Badeort zu uns. Sie sind mit einem Rößchen an

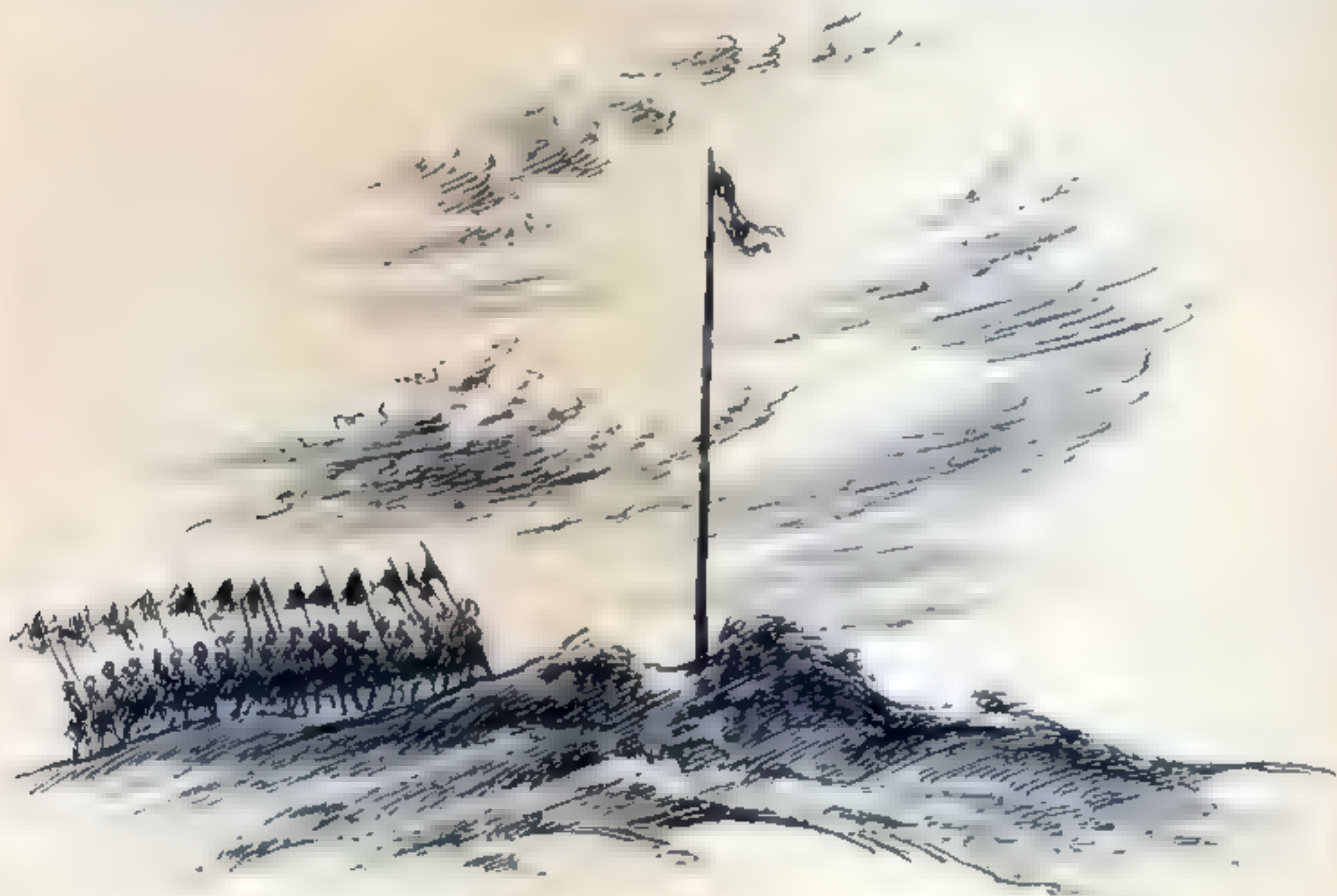
kreuz auf dem Lagerplatz stehen, zu der Fahne, hoch oben auf dem Dünen, marschieren? Von der anderen Seite ziehen dann immer im Gleichschritt die Wimpel aus dem BDM-Lager heran.

Rechts und links von der Fahne stehen die Jungmädel und die Mädelwimpel. Hart gerad der Wind immer in ihrem Tusch . . . Am Fuß der Düne, zur See hin, stehen links die zweihundert Jungmädel und rechts die zweihundert Mädel, immer in langen Blöcken zu je vier Gliedern. Dann sagt abwechselnd die Mädeluntergauführerin oder unsere Untergauführerin den Fahrenspruch, wenn wir die Fahne einholen . . .

Gestern trug ich unseren Schalkwimpel. Stolz und froh war ich, als ich mit dem andern Wimpelträgerknecht hinauf zur Düne marschierte. Weit konnte man von dort aus über das Wasser sehen. Unten standen die Jungmädel und Mädel und sangen . . .

Ganz tief schon hing die Sonne über dem Meer. Tagsüber war ein ziemlich starker Westwind gewesen, so daß der Himmel voller Wolkenlagen war. Da hinein hatte die Abendsonne viele leuchtende Farben gelegt. Man mußte fast den Atem anhalten, so weit und so schön war es.

Dann hielten wir die Fahne ein, und dann rückten die Jungmädel und die Mädel wieder nach beiden Seiten ab, zurück



die Ostsee gefahren. Na, da hatten Froisch und ich viel zu schreiben und nach der Uhr zu gucken. Aber wichtig haben all die bunten Bademäntel in unserer Zeltstadt aus . . .

Sie haben alle viel Freude an unserem Lager gehabt und haben sich ganz genau unsere Zelte mit all den Schutzhändern und den Gestellen für die Kochgeschirre angesehen. Von unserer Lagerküche konnten sie sich gar nicht wieder trennen. Ich glaube, am liebsten wären sie noch bei uns zum Mittagessen geblieben. Das konnte ich wohl verstehen, denn es war wirklich gut. Smutje und sein tüchtiges Küchenpersonal — die Schacht 3 war es diesmal — hatten sich wieder einmal so viel Mühe gegeben . . .

Habe ich dir eigentlich schon einmal geschrieben, daß wir abends immer mit unseren Wimpeln, die tagsüber im Halb-

in die Lager. Wir trugen die Wimpel schweigend die Dünen hinunter, hin zu den Zelten.

Mutter, an diesen Abend werde ich wohl immer wieder denken müssen, wenn ich dahelme bin. So steht bei uns in der Stadt nie der Himmel aus, so geht da nie die Sonne unter, so voller Farben, daß man fast die Augen zumachen muß, weil man den Glanz nicht so lange ertragen kann.

Ich habe wohl an dich denken müssen, als wir mit unseren Wimpeln über die Dünen zogen. Daron hättest du auch deine Freude gehabt, Mutter! —

Sehr, sehr lang wird diesmal der Brief. Aber es ist ja auch der letzte, den ich dir aus dem Lager schreiben kann. Unser Sonderzug ist nun ja schon wieder bestellt. Nur ein paar Tage noch, und wir müssen unsere schöne Zeltstadt verlassen.



Wir Jungmädels helfen den Bauern

Unser Zeltlager lag unweit vom Dorfe. So wie die notwendigen Arbeiten im Lager geschafft waren, begann unsere Arbeit bei den Bauern. Überall auf den Höfen waren wir verstreut, je eine Gruppe von uns fuhr jeden Tag in der Frühe mit den Rädern in das nächste Dorf, das etwa zehn Kilometer von unserm Lager ablag.

Es war ganz verschieden; einige schafften allein auf einem Hof, andere wieder waren zu Gruppen zusammengelöst auf den Feldern, und einige von uns gingen Morgen für Morgen den schmalen Weg entlang zum Deich, hin zu den niedrigen Häusern der Fischer, um beim Netztiden zu helfen...

Ich gehörte auf Harlots Hof. Am ersten Morgen stand ich an der Scheunentür und wartete auf den Bauern. Bei den Pferden hörte ich ein schallendes Lachen. Er trachtete mit dem schweren Wärggäulen aus dem Stall. Etwas von einem Steuermann war in seinem Gesicht, wenigstens hatte ich solche Männer an der Nordsee gesehen. Er trug seinen Kopf sehr stolz und selbstbewußt; den würde selbst die Not um das Alltägliche nicht beugen.

„Keiner weiß hier, was über sein Leben kommt, aber jeder glaubt an seine eigene Kraft“, sagte Harlot zu mir. „Der Bauernalltag ist hart und mühsam, aber dies weite und fruchtbare Land ist wohl ein Leben voll Arbeit und Mühe wert.“

Was sollte ich dazu sagen, ich war nur still und ließ den Bauern sprechen... „Aber gut sollst Du es hier haben bei uns“, lachte er.

Abends erzählte die Großmagd mit halbdunkler Stimme Bauerngeschichten. Ich saß mitten unter den Leuten. Der Bauer erklärte, daß ich ein Mädel wäre aus dem Jungmädels-Lager, das diesen Sommer im Dorf arbeiten würde, wie es die Bauern gewünscht hätten. So wurde es überall auf dem Lande sein...

Stina erzählte weiter, die Leute hörten gespannt zu, man sah ihre Ohren wachsen, zuletzt ertrank ein Schwall im lauten Lachen. „Äh, lacht das 't Hus blärkt“, kramte Harlot mit ein. Es wird hierzulande keinem etwas an Schall und Witz erspart. Wenn die Not einen Bauern schweigen läßt, der Schall bringt ihm das Lachen wieder bei... An diesem Abend war ich die Letzte im Lager. Wir holten die Fährne früh ein, denn wir mußten am nächsten Morgen wieder ausgeruht sein.

Stina führte mich durch den Stall. Als ich Marietten meinen Namen nannte, antwortete sie im Vorbeigehen „Ja, id weest all“, schüttelte die vollen Eimer in den Schweineetzog, als wäre es für sie selbstverständlich, daß ich da war. „So is de Buern-dochter“, sagte die Großmagd.

Später saßen Marietten und ich auf dem Heuwagen, mit dem Rücken gegen die Holzbohlen gelehnt. „Das ist eine Kumpfel“, set ich in das Rollen der Räder, Marietten antwortete mit einem Kopfnicken. In den Büschen duftete der Holunder. So eben heißen Sommer hatten wir lange nicht mehr gehabt. Brähe und Gräben waren ausgebbert, im Kornfeld glühten schon die schweren Halme.

Die Männer ruderten die breiten Rähne über dem See. Die Luft glitzerte vor Sonnenglut. Die Schnitter hatten angelangt, schon geschafft, das trockene Heu sollte eingefahren werden. Die Knechte machten große Augen, lachten dann, weil ich anfangs noch etwas ungelent mit der Heufurke umging. Ein Feldhuhn karrte traurig, weil das Rest laß in der „abgeschorenen“ Wiese lag.

Heiße Geflüchter hatten wir. Vor Abend sollten die Heuplanten über den See gerudert werden, die Männer riefen kräftig vom Ufer ab. Marietten und ich pflückten roten Mohr.

In der Weide flötete eine Uferschwalbe. Der Himmel war glühend rot. Es war ja hoch im Sommer und kein Wunder, daß die Uferschwalbe heimlich entzündet zwitscherte. Verstoßen huschte sie davon, als wir sie aufhüberten, und segelte über die Mergelgrube. Ein Wasserhuhn plätscherte hastig über den See. Der Wind strich durch das Korn. Schwerfällig feuerten die Plinten in der Fern. Richtige Sühwasserlähne waren es, ohne Segel, ohne Steuer, auf einem See ohne Wellen, ohne Wind, nur mit dem Staken riefen die Männer sie weiter von Ufer zu Ufer.

Wir hörten da drüben jemanden rufen, „Marietten, fuom in fuus, Mari-et-et-ken fuom in fu-u-uf.“ Bei jedem Ruder Schlag klang das Rufen zu uns herüber. Die Weiden hingen ihre silbernen, grauen Ruten schleppend ins Wasser. Kein Wasservogel schrie mehr aus dem Ufergekrüpp.

Die Rähne lagen weit hinten am anderen Ufer. Ich wollte hinüberschwimmen, um einen davon zu holen. „Wenn id int





„Water mot, dann versuop id“, jammerte Mariellen. Sollten wir die Männer zürückrufen? Ich würde allein schwimmen... Die Sonne war ein Stück weitergerückt, sie würde bald im See untergehen. Eine lange Strecke konnte ich hindurchwaten bis zu den Ruten. Mariellen hielt meine wehenden Kleider. Die Arme waren müde von der Arbeit, aber ich dachte jetzt nur an Mariellen, die auf mich wartete. „Du brass dich versuopen“, rief sie mir nach. „Blies bi mi“, winkte sie.

Das Wasser plätscherte von meinem Schlägen und Tritten. Dunkel und schwarz war es unter mir, fast unheimlich. Irgend etwas schwamm hinter mir, erst dachte ich, es wäre eine Ratte, es war aber nur ein Zweig, der in meinem Haar hing. Glender Süßwassertisch, murrig und grau, schimpfte ich. Meine Arme waren braun und schlammig, aber ich dachte jetzt nur an den Rahn und an das jammernde Mädchen.

Im der Ferne schaukelten die schweren Bänken auf und ab. Ich ruderte mit Mühe und ließ mich langsam treiben; es war kalt, aus meinen nassen Haaren tropfte es immerzu. Mariellens schwarze Umrisse konnte ich schon wieder erkennen und die wehenden Röde. „Sau?“ Ginst kletterte sie auf einen der Holzstiege, hielt uns vom Ufer ab und zog die Ruder hastig vor und rückwärts.

„Dat mot id unsre Babes vertellen, wat Du mi holpen häs, wat leid Du häs“, meinte sie ein übers anderemal. „Laot dat man, Mariellen“, sagte ich und zog im schwanfenden Rahn meine Kleider über die nasse Haut.

Der Bauer wollte erst „schanduleern“. Wir beide sahen uns nur an. „Laot em man“, brühte ich Mariellen die Hand, „he versteiht dat nu noch nich.“ Die anderen Mädels waren sicher eifrig im Erzählen, wenn ich heimkommen würde...

Ich pumpete meine Reifen auf und hing die Buttermilchkanne an den Fenster. Mariellen ließ neben mir her bis zur Holzbrücke,

dabei klapperten meine Milchkanne und Mariellens Holzschuhe um die Wette. „Sau, sau, annern Dag wilt id swimmen liern.“

Am anderen Morgen war ich die erste auf Harlots Hof, ich konnte es nicht abwarten. Die breite Scheunentür stand weit auf. „Roder, de Deern is dao“, rief eine helle Stimme.

Mariellen hatte mich schon entdeckt. Der Bauer fragte mich, ob es uns allen gut glange im Lager. Er wollte wissen, ob die Feuerste Spah machte.

„Was an uns liegt, wird gemacht! Da soll diesen Sommer kein Gewitter, kein Regen auch nur einen Haalm verderben. Rudern haben wir, Mariellen und ich, auch schon gelernt, wir werden wohl die vollen Rädre über den See schaffen.“ Da lachte Harlot hell auf, und seine Pferde wieherten.

„Ja, Harlotbauer, und unsere Drillschürzen blähen sich dann wie Segel auf einer Süßwasserpunte.“

Ein Geisenkirchener Jungmädels.



Nach dem gemeinsamen und frohen Vespere auf dem Feld schafften wir mit frischen Kräften weiter

Jungmädels erzählen

Die Geschichte vom Peter



Im Sommerlager zeltete unsere Gruppe auf einer leicht hügeligen Wiese, auf der nur vereinzelt Birkenbäume waren. In ihrem Schatten hatten die Jungmädelskatten die Zelte aufgeschlagen. Auf der höchsten Erhebung stand die Lagerfahne. Von dort aus konnte man das ganze Gelände übersehen, bis hinunter zu unserem kleinen See, in dem wir täglich badeten.

Der See und die Felder, die sich jenseits erstreckten, gehörten zu dem Bauerntum, von dem wir morgens

und abends unter Trankwasser holten. Das war zwar manchmal etwas mühsam; aber Spaß hat es im Grunde doch gemacht. Am vorletzten Abend war meine Schacht an der Reihe, das Wasser zu holen, und dabei bin ich denn auch dem Peter zum ersten Male begegnet.

Als Hilbe und ich mit den vollen Wassereimern an dem Holztor ankamen, bei dem das Gutsland und unsere Wiese aneinander grenzten, fand dieses nicht wie sonst weit offen, sondern es war richtig zugeschnappt und davor stand... der Peter. Der Peter war ein kleiner russischer Steppenhengst mit einer langen schwarzen Mähne und fast schwarzem Fell.

Zuerst belamen wir beide einen tüchtigen Schrecken, wie es so vor seinem Tor stand, mit dem Schweif peitschte und uns mißtraulich ansah. Er hielt den Kopf dem Tor zugewandt, verdrehte den Hals ganz gefährlich, um uns besser beobachten zu können, und hatte offenbar gar keine Lust, uns Platz zu machen. Da war guter Rat teuer. Zurückgehen kam nicht in Frage. Wir wollten doch nicht, daß uns die Bauernleute auslachten. Zunächst verlegten wir uns auf gutes Zureden, das rührte aber den Peter ganz und gar nicht. Nun fing er sogar an zu streifen. Jedesmal, wenn er ein neues Bündel ausgerissen hatte, hob er den Kopf halb in die Höhe.

Ein paar mal ließen wir uns das gefallen. Aber dann verlor Hilbe die Geduld, schöpfte beide Hände voll Wasser und spritzte dem Peter unversehens eine kalte Dusche über den Rücken. Der kaupte im Nu mit dem Kopf herum, machte einen wilden Sprung; in der Luft spritzten sich seine Weine hell wie rote Holzstrahlen. Dann stand er wieder mühschweigend, nur die Ohren gingen erregt hin und her.

Wir waren indes weit zurück in die Wiese gelaufen. Mir fuhr der Schreck mächtig in die Knie, ich war ja auf Hilbes neue Kampfweise nicht vorbereitet. So sehr ging alles Hals über Kopf, daß wir die Wassereimer hatten stehen lassen, das heißt, eines fand gar nicht mehr. Dem hatte ich in der Hast umgestoßen, und nun triefte ich nur so.

Ich schlug die Trainingshose in die Höhe, ärgerte mich über Hilbes dummes Lachen. Die konnte sich indes gar nicht beruhigen. Da packte mich der Zorn, und ohne ein Wort ließ ich schnurstracks hinüber zu dem Tor, vor dem der Peter immer noch stand, diesmal den Kopf hell in die Höhe gestreckt und mit sehr wachsenden Augen.

Ohne viel Umstände packte ich das Pferd so kurz wie möglich ganz dicht unter dem Maul bei der Kette, mit der es einen dicken Holzklau nachschleifte, eine Vorrichtung, die es hindern sollte, Säune und Gräben zu überspringen. Dann führte ich es ein paar Schritte abseits. Das alles war so Schlag auf Schlag gekommen, daß ich selber ganz erstaunt war, wie friedlich wir beide auf einmal nebeneinander herliefen.

Das war meine erste Begegnung mit dem Peter. Während des Sommerlagers hatte ich mich so sehr mit den Bauern angefreundet, daß sie mich für zwei Wochen einluden. Da hatte ich denn genug Gelegenheit, den Peter näher kennenzulernen. Wir wurden immer unzertrennlicher. Der Bauer selbst brachte mir die Anläufe der Reitkunst bei. Nach ein paar Tagen war ich gar nicht mehr aus dem Sattel zu bringen.

Als ich dann spürte, daß der Peter mich so leicht nicht würde absetzen können, war ich mächtig stolz. Einfach hatte er es mir

nicht gemacht. Er war es nicht gewohnt, dauernd geritten zu werden. Wie hoch er manchmal, krieg vorn in die Höhe oder brach plötzlich wild aus! Dann klammerte ich mich fest, in einer unbändigen Fähigkeit und Freude; und nicht eher ließ ich die Zügel locker, bis der Peter wieder in eine langsame Gangart zurückfiel.

Aber dann hatte ich eines Tages gekiegt. Nun gehörte er dem geringsten Druck mit den Zehen. Damals warf ich Sattel und Zaumzeug in die Ecke und ritt nur auf dem nackten Tier. Das war noch viel, viel schöner. Ich klammerte mich an der Mähne fest, und davon ging es in wildem Galopp über Gräben und Bruchfelder. Wenn ich manchmal fast das Gleichgewicht verlor, brauchte ich nur beide Arme fest um Peters Hals zu schlingen. Dann peitschte mir die wilde Mähne um die Ohren.

Ich habe dem Peter dann eine lange, lange Zeit nicht wieder gesehen. Aber im vergangenen Winter hat unsere Jungmädelskatt eine Fahrt gemacht auf der wir bei unseren Bauern übernachteten. Da hat der Peter zungunsten in der verschneiten Wiese gehandelt. Er trug einen hohen Schneepelz auf Rücken und Hals. Nur die Ohren ragten schwarz aus dem weißen Überhang. Ab und an, wenn sie sich leise bewegten, glitt ein kleiner Teil der Schneelack vom Hals herab.

Ich bin ein paar Schritte durch den dichten Schneewirbel zu dem Peter hinübergegangen. Er hob den Kopf ein ganz klein wenig und sah mich an, aber es fiel ihm schwer. Der Schnee lag auf den Augenlidern und hing sich in den Wimpern. Da bin ich vorsichtig wieder davongekappt, ich machte ihn nicht anreden. Er stand dort wie ein vergaubertes Tier aus seiner Heimat, der russischen Steppe.

Ein Berliner Jungmädelskatt.

Fahrt zum Adolf-Hitler-Koog



Unser erstes Ziel ist St. Margarethen. Zum erstenmal in unserm Leben stehen wir auf einem Deich. Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man bedenkt, daß dies Werk vor Jahrhunderten von Menschenhänden erbaut, die jetzigen Bewohner des Ortes vor dem alles verzehrenden Wasser schützt.

Wir gehen ein Stück auf dem Deich entlang. Zur Rechten sehen wir hinter dem breiten Vorland, auf dem die Röhre und Schafz weiden, die Elbe, das heißt, wir können sie heute

nur ahnen, denn der Nebel läßt keine weite Sicht zu. Dafür sehen wir aber die Umrisse von etwa zehn Seglern und Schiffen, die der Nebel zum Warten zwingt.

Eine mit Ziegelsteinen gepflasterte Straße führt uns zu dem alten Deich. Schon von weitem sehen wir graue Häuserdächer darüber hinaustragen. — das sind die Siedlungen auf dem neuangelegten Koog.

Nun stehen wir selber auf diesem, dem Meer abgerungenen Boden. Keine von uns hätte gedacht, daß das neuangelegte Land so groß sei. An der breiten Straße entlang liegen die neuen roten Backsteinhäuser. Fruchtbarer Boden gehört zu dem Besitztum.

Vom neuen Deich geht unter Bild weit über das Land. Vor uns das Vorland, auf dem vielleicht in fünfzig, sechzig Jahren auch wieder deutsche Menschen hiedeln werden, hinter uns der Adolf-Hitler-Koog, der in der Ferne vom alten Deich begrenzt wird. Wir spüren, daß hier etwas geschaffen wurde, was uns überleben wird, was in die Geschichte des deutschen Volkes eingehen wird als eine große Tat, mit der der Name des Führers verbunden ist.

Auf einem Hügel liegt die Neuandhohe, das Gemeinschaftshaus der Siedler. Zwei große Plakaten, ein Soldat mit dem Gewehr und ein Mann mit dem Spaten in der Hand, schauen von dem Haus auf das Neuand.

Als wir dieses Haus nach einem Rundgang wieder verlassen, sind wir gepackt von der Schönheit der Räume. Große Eichenstühle stehen vor dem Kamin, in dem die schweren Holzklauen

brennen. Stühle stehen dabei, und auch die wunder-
schönen Eisenleuchter passen in diese Räume. Tonkrüge mit
Kehren schmücken die Tische, und die bunten Wandmalereien
und Glasfenster tun das ihre, um diesen Räumen das Gepräge
einer neuen Zeit zu geben.

Neben der Neulandhalle hängt zwischen schmerzlichen Balken die
Glocke; ein anderer Glockenturm würde nicht in diese Land-
schaft passen.

Während der Fahrt durch das Dithmarscher Land haben wir
noch Gelegenheit, zwei Höfe zu besichtigen . . . Jetzt steht das
alte Niederjahrenhaus auf dem Boden. Zum Teil sind die
Höfe über 150 Jahre im Besitz der Familie. Hier leben Men-
schen, die das Leben anpaffen und meistern, Männer und
Frauen. Wohlstand herrscht auch heute noch bei diesen Bauern,
die nur Vieh- und Graswirtschaft treiben. Kein seltsames Korn-
feld haben wir in dieser Gegend gesehen.

Dann geht unsere Fahrt zurück, der Heimat zu . . . Und wäh-
rend wir uns Kilometer um Kilometer von den Koogen und
ihren Bewohnern entfernen, während wieder die hübschen
Häuser an uns vorbeiziehen und die Dunkelheit herabsinkt,
gehen unsere Gedanken noch einmal zurück: Unvergänglich der
Anblick vom Deich über das Vorland zur glitzernden Elbe,
unvergänglich der Adolf-Hitler-Koog . . .

Ein Medlenburger Jungmädchen.

Nachts über die Nehrung



Es ist ein ganz besonderes Stück
Erde, die's Land dort oben an der
äussersten Spitze des deutschen Okeans,
der schmale Landstreifen zwischen
Haff und Meer. Das erkannten wir
bald im Sommer.

Eine tiefe und zeltlose Einsamkeit
umgab uns hier. Selbst brannte die
Sonne auf die Erde nieder, und ver-
trocknete das Land. Die Hitze
wieder zurück. So war es unmöglich,
bei Tag eine längere Wanderung
über die Nehrung anzutreten. Da
wir unbedingt weiter mußten, wurde

eine Nachtfahrt daraus, die für uns alle unvergänglich bleiben
wird . . .

So fremdartig und doch so schön zugleich das Bild der Neh-
rungslandschaft am Tage im Sonnenchein ist, so eindrucksvoll,
ja einzigartig ist es bei Nacht, wenn der Mond sein Licht auf
die starren, dunklen Klüfte des ewigen Sandmeeres wirft.

Wir konnten nicht sehigehen hier, keine Wanderkarte brauchte
uns den Weg zu weisen; es gab nur eine Richtung, der wir
folgen mußten, nur eine Straße, die uns weiterführen konnte.
Endlose Dünenketten säumten unseren Weg. Ganz deutlich
hoben sich Höhen und Tiefen der riesigen Sandberge und die
seltsamen Wellenklüfte des weiten gelben Meeres vom nächt-
lichen Himmel ab.

Ab und zu, wenn der Weg zu einer Höhe anstieg, wurde auf
der einen Seite die Ostsee mit ihren unzähligen weißen
Schaumklüften und auf der anderen das stille Wasser des
Kurrischen Haffes sichtbar. Unaufhörlich aber sang die See
ihre rauschenden Lieder und kündete von ihrer unmittelbaren
Nähe. Vereinzelt standen Bäume und niedrige Sträucher am
Weg. Von Zeit zu Zeit kam ein frischer Seewind vom
Meere herüber. In der Ferne stand ein Leuchtturm seine
Lichtsignale . . . Immer aber war um uns wieder das gleiche
Bild, die gleiche Melodie einer Landschaft, die so ganz anders
ist als die übrigen.

Immer weiter zog sich der Weg in die dunkle Ferne, und bald
wich der Schein des Mondes wieder einem größeren hellen
Lichte . . . Sie dauerte nicht lange hier, die Nacht auf der
Kurrischen Nehrung. Der neue Tag begann zu dämmern.

Der Himmel im Osten färbte sich gelblich, die Sonne lag auf
über dem Haff. Mit ihren großen Rähnen und langen Stau-
gen fuhren die Haffschiffe hinaus zum Gang, der aufgehenden
Sonne entgegen . . .

Eine Württemberger W.-Zählerin.

Von Dänenschiffen und heißem Brel



Es ist ja wohl so gewesen, daß die
friesischen Mannsleute auf Herings-
fang waren, oben in den Fjorden
Norwegens. Aber es ist natürlich
auch möglich, daß sie hinter den See-
hunden her waren, die in dieser Zeit
besonders zahlreich auf den Sand-
bänken, nicht weit vom Dersford,
auftreten. Soviel ist jedenfalls ge-
wis, daß das Mannsfolk nicht auf
der Insel war.

Darüber brauchst du dich gar nicht
groß zu wundern, denn die friesischen
Seeräuber waren überhaupt immer

nur so lange zu Hause, wie man Zeit braucht, um ein Boot zu
bilden und zu führen. Dann ging's wieder an Deck und
hinaus auf das graue Meer. Denn Seefahrt ist ja das Beste,
was es gibt, und davon kann man nie genug kriegen.

In den Stuben der friesischen Fischerhäuser hingen und standen
die seltsamsten Dinge aus aller Völker Ländern. Der alte
Christian hatte sogar einen lebendigen Vogel Strauß mit-
gebracht. Der rannte wie besessen über den Strand, und die
Kinder mit Haß hinterher . . .

Ja, es ist allerhand losgewesen im Hafen, wenn die Schiffe von
Großfahrt zurückkamen, das muß man wohl sagen . . .

Zu der Zeit, von der ich dir nun erzählen will, hatte der Däne
große Lust, die reiche grüne Insel in seine Hand zu bekommen.

Weil es ihm nie geglückt war, in ehrlicher Seefahrt die fies-
lichen Fischer in seine Gewalt zu kriegen, so dachte er, mit den
Frauensleuten allein leichter zu haben. Es war ein
schändliches Stück von dem dänischen König, denn es war ja
wohl klar, daß es ihm diesmal gelingen würde, die Insel in
seine Hand zu bekommen. Darum fuhr er auch stolz und Regen-
bewußt mit fünf prachtvollen Schiffen über See.

Die Fischerfrauen sahen ganz deutlich, daß das nicht die rei-
braunen Segel ihrer Männer waren, die da von Norden ge-
raden Kurs auf die Insel hielten. Sie sahen auch bald die
dänische Flagge in den Toppen wehen. Aber sie gingen ruhig
wie sonst in ihre Häuser. Sie hingen die großen Töpfe über
das Feuer wie sonst, wenn ihre Männer in den Hafen kamen,
und sie lockten doch wahrhaftig den guten Gerstenbrel, den es
bei jeder Heimkehr der Fischer zum Willkommen gab.

König Christian stand an Deck. Er sah, wie fleißig der Rauch
aus den Schornsteinen klag. „Die friesischen Fischerfrauen sind
klüger als ihre Männer“, dachte er „Ich will sie, um den rich-
tigen Empfang zu bereiten . . .“


Aber es war dann doch ein bißchen merkwürdig, daß auch nicht
eine Maus im Hafen zu sehen war, als die Dänenschiffe an-
legten. „Der Brel scheint doch nicht für uns bestimmt zu sein“,
meinte einer der Seefahrer. „Ja, wir müssen ihn uns wohl
selber holen“, sagte ein anderer . . . Und dann liefen sie in
die Straßen und wollten in die Häuser eindringen.

Oh, der Brel ist durchaus für euch bestimmt, der heiße schöne
Gerstenbrel . . . Und ihr braucht ihn auch nicht erst selber zu
holen, bemüht euch nicht. Er wird aus den offenen Fenstern
geschüttelt!“ Die Frauen standen an den Fenstern und gossen
die glühend heiße Masse auf jeden, der es wagte, zu glauben,
daß es leicht sei, mit den friesischen Frauen fertig zu werden,
auf jeden, der angenommen hatte, die friesischen Frauen wer-
teten ihr Heim und ihren Hof.

Ja, es war ein unruhiges Begleiten von dem Dänenkönig,
in Abwesenheit der Männer auf die friesischen Insel zu fahren,
und er hatte eine ganz jämmerliche Heimfahrt mit seinen ver-
brannten und verbrühten Leuten, die jammerten und schrien
und sich in Schmerzen krümmten.

Unruhig und schändlich für den Dänenkönig! Aber rühmlich
für die friesischen Frauen! Nun, sie machten nicht viel Weisens
daraus. Der Dänenkönig hatte die Insel nicht bekommen —
das war die Hauptsache . . . Und er sollte sie auch nie be-
kommen. Das sollten die Kinder und die Kindeskinde wohl
wissen. Deshalb sieht man seit der Zeit in dem Inselwappen
einen Breitopf.

Ein friesisches Jungmädchen.



Abenteuer um Lauraton

Von Erika Müller-Hennig Copyright by Verlag Junge Generation, Berlin

Es war alles so schnell gekommen: plötzlich, gerade als Ebba ihren Abendtee heruntergeschluckt hatte und noch so ein bißchen in ihren Büchern blätterte, stand der alte Gärtner vor ihr. „Die roten . . .“ sagte er nur; und dann nahm er Ebbas Hand und zog sie mit sich fort — zur Küche und dort zur Tür hinaus und über den Hof . . . Und als das schwere Tor hinter ihnen zullappte, sah sie, daß die Staubwolke da vorn auf der breiten Auffahrtstraße ja voller Männer war. Die roten — sie wußte, was das bedeutete.

Benchen und Grete und Karl, die Kinder des Gärtners, umhingen sie mit neugierigen Augen. Sie waren jünger als Ebba, richtige kleine Möpfe noch, die nicht recht verstanden, was los war. Aber sie nickten doch ganz eifrig mit ihren Köpfen, als die Frau des Gärtners ihnen einwies: „Ihr dürft niemandem sagen, daß die Ebba aus dem Herrenhaus ist. Ihr sagt nur, daß sie eure Schwester ist, ja?“

Dann bekam Ebba ein Kleid von Benchen an — ein bißchen eng war es und reichte ihr kaum bis an die Knie, und unter den Armen kniff es ganz schmerzhaft, wenn sie sich bewegte. Aber wenigstens sah sie nun so wie ein Gärtnerkind aus — die roten Soldaten würden nicht erkennen, daß sie zu den verhaßten Deutschen aus dem Herrenhaus gehörte.

Wie schrecklich es war, zu denken, daß jetzt die fremden Männer dort durch das ganze Haus gingen und alles durchsuchten.

Aber ein ganz klein wenig fand Ebba es auch wieder interessant, daß sie das nun alles erleben sollte — so ganz allein, denn Vater war ja gerade heute zum deutschen Nachbargut gefahren . . . Und Mutter und die Brüder waren schon in der Stadt — was sie wohl für Augen machen würden, wenn Ebba ihnen (später erzählte, daß unterdessen die roten hiergewesen seien, die ganz richtigen Bolschewiken, vor denen alle solche Angst hatten.

Die Gärtnerfrau weinte. Ebba kam das seltsam vor — und auch die anderen Kinder drängten sich ganz erstaunt um die Mutter. „Warum weinst du denn?“ — „Das versteht ihr nicht“, sagte die Frau leise. „Ihr wißt ja nicht, was das alles bedeutet.“

Der Gärtner wurde hinausgerufen und blieb lange fort. Mit angstvoll aufgerissenen Augen stand seine Frau am Fenster und starrte hinüber zum Herrenhaus — ganz ohne ein Wort zu sprechen starrte sie dahin, und ihre Lippen waren weiß . . .

Einmal trachte ein Schuh — sie fuhren alle ein wenig zusammen, sogar Ebba, trotzdem sie doch sonst wirklich kein Angsthase war. Aber es geschah dann weiter nichts — nur wüstes Schreien und Grölen drang allmählich vom Hause her hier herüber.

Endlich kam der Gärtner zurück. „Sie suchen nach dem Herrn“, sagte er. „Ein Glück, daß er nicht zu Hause ist . . .“ Und dann, sehr leise — aber sie hörte es doch, Ebba —: „Sie wollten ihn mitnehmen und erschlagen, sie haben den Jakt-Befehl mit sich.“

Zuerst wollte Ebba, als sie diese gesüßten Worte hörte, vorstürzen, wollte den Gärtner an beiden Armen packen und ihn ansprechen, daß das ganz unmöglich sei, daß kein Mensch auf der ganzen Welt das Recht habe, Vater mitzunehmen und zu erschlagen — aber dann blieb sie doch ganz still sitzen und ballte ihre Hände auf den Armen.

„Erschlagen — meinen Vater erschlagen!“ summtes etwas in ihrem Kopf; und dann plötzlich durchzuckte sie ein schrecklicher Gedanke: Vater wollte doch schon heute nacht oder morgen früh zurückkehren. Wenn — wenn die Bolschewiken nun so lange hierblieben? Dann kam er ahnungslos angefahren . . .

„Kann man — nicht jemanden hinschicken zum Vater?“ fragte sie und zupfte dem Gärtner am Arm. „Sie lassen niemand vom Hof“, antwortete der leise. „Ich habe es schon versucht, vorhin. Alle Tore sind besetzt. — Überall steht ein roter Soldat mit einem Gewehr im Arm, um diejenigen niederzuschicken, die entfliehen wollen.“

Alle Tore sind besetzt . . . Den Gärtnerleuten und den Arbeitern und Diensthofen wird nichts geschehen. Die Bolschewiken behaupten ja von sich, daß sie die Freunde des arbeitenden Volkes sind. Es wird ihnen nichts geschehen — wenn sie nicht etwa zu der deutschen Herrschaft halten sollten . . . Und Ebba — Ebba wird von den fremden Soldaten ja für ein Kind des Gärtners gehalten, und keiner der vielen Arbeiter und Tagelöhner hier auf dem Hofe wird sie verraten. Keiner. Also wird auch Ebba nichts geschehen.

Aber Vater! — Morgen mittag spätestens wird sein Wagen die breite Allee entlang gerollt kommen. Vor dem Tor wird er sich wundern, daß Grösch ihm nicht fröhlich entgegengekommen kommt wie sonst. Aber dann werden auch schon die Gewehrläufe da sein, die fremden russischen Gesichter . . .

„Wohtu willst du?“ fragt der Gärtner, als Ebba plötzlich aufsteht und sich ein Tuch um den Kopf schlingt. Sie sieht ihn ganz still an, dann sagt sie ruhig: „Zum Vater“. Zuerst schüttelt er den Kopf und will sie nicht gehen lassen und erklärt ihr immer wieder, wie unmöglich es sei, jetzt aus dem Hof zu kommen. . . . Und selbst wenn das gelänge — es ist bald Nacht, und der Weg zur Stadt ist unendlich weit. Sie wurde sich verirren dort draußen — und zu Fuß läme sie nicht über das nächste Dorf hinaus.

Aber dann endlich, als er ihre entschlossenen Augen sieht, sagt er nur noch: „Dein Vater, wird mir Vorwürfe machen. . .“ „Nur das, was ich tue, keh ich selber ein“, antwortet Ebba fest. Sie sucht nach einer Dade. . . . Da ist der Gärtner dann still und folgt ihr aus dem Haus über den Hof.

Alle Tore sind besetzt. Aber hinten am Hühnerstall gibt es einen Durchschluß bei der Hecke — die Hühner haben ihn gekragt und eigentlich sollte er wieder zugemacht werden, aber dann war es vergessen worden, und der Hofmeister hatte nur ein wenig Stacheldraht davor ziehen lassen wegen der Fische. Ebba kennt die Stelle gut.

Langsam geht sie auf dem Hühnerstall zu, sie hat einen Korb in der Hand und eine Kanne mit Wasser. Zwei Soldaten sind gleich darauf neben ihr, gucken sie misstrauisch an. Aber als sie sehen, wie ruhig das Kind Wasser in die Trinkgefäße schüttet und dann von Nest zu Nest geht, um nach Eiern zu gucken, wenden sie sich wieder ab.

„Bring uns nachher die Eier“, rufen sie Ebba auf russisch zu. . . . Die Nacht und lacht ein bißchen und schwenkt den Korb — dann, zwei Sekunden später liegt sie vor der Hecke auf dem Bauch, reiht mit beiden Händen an dem Stacheldraht. Er will nicht nachgeben, schneidet tief in ihre Finger — aber da hinten ertönt jetzt schon wieder ein Schritt von schweren Männerstiefeln, es ist keine Zeit mehr zu verlieren, es muß gehen.

Fegen vom Kleid bleiben am Stacheldraht hängen, und von Ebbas bloßen Armen und Beinen tropft Blut. Aber sie ist draußen — tief aufatmend bleibt sie einen Augenblick lang stehen und rennt dann so schnell sie kann los. . . . Die Pferdekoppel ist zehn Minuten von hier entfernt, und in der Koppel sind die Pferde. Sie muß ein Tier haben zum Reiten — zu Fuß kommt sie nicht schnell genug zur Stadt.

Die Koppel ist groß, und es sind weit und breit keine Pferde zu sehen. Vielleicht sind sie hinten am Bach — sie werden dort im Wasser stehen und trinken und mutwillig mit den Hufen in die Wellen treten — und hier steht Ebba und braucht sie, braucht sie so schnell wie irgend möglich.

Sie läuft über das trodene kahlstielte Gras, atemlos rennt sie den Hügel hinauf, tastet blind vor Angst und Erschöpfung zum Wäldchen. Da ertönt der lustige Hufschlag. „Alta — be — Alta!“ Dann legt Ebba zwei Finger an den Mund und pfeift — das hat sie erst in diesem Jahr vom Kutscher gelernt. Ob sie wohl kommen werden auf das Pfeifen?

Die Pferde sind den ganzen Sommer über hier draußen in der Koppel, sie sind wild und ungebärdig und lassen sich nicht gern einspannen. Aber es ist jetzt Abend, um diese Zeit kommt der Kutscher meistens, um sie in den Stall zu bringen — und da kommen sie auch schon herangebraut. Boran der Schwarze, dann Vaters Kimmerrast, dann Alta und zuletzt die beiden Fohlen. Aber als sie Ebba erkennen, bleiben sie verwundert stehen, trauen sich nicht näher.

„Alta — be — Alta — komm!“ schmeichelt Ebba und streckt ihre Hand aus, als hätte sie Zucker darin. Zuerst kommt der Schwarze heran, aber der würde den Weg nach Boraschina nicht finden. Er ist noch nie dort gewesen. . . . Und auch Ebba kennt den Weg nicht genau. . . . Aber dann kommt auch Alta, und Ebba schmeichelt und bittet und pfeift — als das Tier ganz dicht neben ihr steht, sagt sie seine Rahne und füttert mit einem Sah auf dem glatten Rücken.

Die Sonne war schon untergegangen, von den Wiesen stieg dichter Nebel auf. Ebba hatte jetzt den Wald hinter sich, nichts als endlose Gras- und Steppenflächen dehnten sich vor ihr. Irgendwo in der Ferne tauchten ein paar runde Hütten auf. . . . Sie ließ dem Pferd seinen Willen, sah da, ließ die Beine herabhängen und starrte geradeaus. Boraschina war

weit — endlos weit fort war Boraschina. . . . Und wenn Vater vielleicht jetzt schon unterwegs war und einen anderen Weg nahm als sie? Vater, lieber Vater!

Der Mond tauchte am blauen Himmel auf, immer mehr weiße Nebelschwaden geisterien heran, wollten rechts und links vom schmalen Wege herauf. Manchmal schrie irgend etwas über Ebba — ein heiserer kurzer Schrei, vielleicht ein Ubler. Der Herbstwind sang und klang über die weiten Flächen — eiskalt drang er durch Ebbas Kleider und strich an den nackten Beinen herauf. Ihre Hände und Füße waren schon ganz steif und kalt, immer wieder hob sie rasch die Finger an den Mund und hauchte sie an.

Dazwischen begann Alta Schritt zu gehen. Ebba trieb sie an; sie hatten ja keine Zeit zu verlieren, sie mußten nach Boraschina, so schnell wie irgend möglich. Aber dann blieb das Pferd plötzlich stehen, blickte sich unschlüssig nach Ebba um. „Weiter, Alta, weiter!“ Doch Alta schien den Weg nicht mehr zu wissen, machte noch ein paar zögernde Schritte, stand dann wieder.

Und da — es platzte ja auch plötzlich so seltsam unter Altas Hufen, sie arbeitete sich durch weichen Grund, versank ein wenig darin. Aber wo um Himmels willen gab es denn hier in dieser trockenen Steppengegend Moore? — Und nun hörte Ebba auch nichts von sich dieses seltsame Rauhen, das sie schon die ganze Zeit über unbewußt vernommen, aber nicht beachtet hatte. Das war — die Wolga.

Der Mond spiegelte sich in der endlosen Wasserfläche, unzählige kleine Wellen leuchten die Bösung herauf. Dann machte Alta plötzlich einen erschrocken Satz zur Seite. Ebba schrie auf — aus dem Dunkel der niedrigen Büsche hatte sich eine zusammengebuckelte Gestalt gelöst. Ein Räuber — aber war es ein Wolf — oder irgendein Märchenwesen?

Aber dann war es nur ein russischer Bauer, der hier geangelt hatte, und der beinahe ebenso erschrocken war wie Ebba. Sein kleiner kruppiger Hund sprang kläffend an Altas Beinen herauf, und der Mann selber stand da und betrenzte sich.



weil er glaubte, irgendwelche Elfenmädchen sei ihm da erschienen, das beim Ronden sein leisende Spazierstunde machte.

Aber den Weg nach Boraschina konnte er Ebba zeigen, nachdem sie endlich beide gemerkt hatten, wer sie eigentlich waren.

„Das ist noch viele Stunden weit — da kommst du nicht hin!“ sagte der Bauer. „Du wirst dich verirren, oder die bösen Geister werden dich vom Weg ablocken. Oder — du kannst auch Bolschewiken treffen.“ Er sagte es mit so besorgter Stimme — eine heiße Angst schnürte Ebbas Hals zu. Aber dann — Vater war in Gefahr, Vater mußte gewarnt werden, und sie vertrießelte hier ihre Zeit mit dummen Gedanken!

„Ich reite zu meinem Vater“, sagte sie. Und da schielte der Mann nach einem Blick in ihr entschlossenes Gesicht. Einen alten Sack kramte er hinter dem Rücken hervor, richte ihr ihn hin. „Du hast dir sonst noch den Tod in der kalten Nacht, so verschwigt wie du bist.“

Jetzt stand der Mond hoch am Himmel und erhellte den Weg. Zuweilen stolperte Alta über die tiefen, im Wege eingetradeten Gleise und Fußspuren. Ein beschäudernder Dufte drang von der Steppe zu Ebba herauf. Sie sah jetzt ganz zusammengezogen vor Kälte und versuchte, immer abwechselnd einen ihrer Füße unter das kurze Kleidchen zu gleiten. Aber es gelang nicht — und es war ja auch schließlich gleichgültig, ob sie froz. Es gab nur eines, das jetzt nicht gleichgültig war: daß sie so schnell wie irgend möglich den Weg nach Boraschina fand.

Ein russisches Dorf... Zuerst hörte Ebba nur das tolle Bellen von einigen Hunden, in das immer mehr einfielen. Dann tauchten aus der grauen Dämmerung die Umrisse von niedrigen Holzhäusern auf. An der langgestreckten Straße lag ein kleines Haus neben dem anderen. Auch Alta schlen die Nähe von Menschen zu wittern, sie hob den Kopf und begann plötzlich ihres Belas wieder etwas schneller zu bewegen.

Sie hatten sicher heißen Tee in ihren Samowaren... Und — eine Bank, auf der man einen Augenblick lang würde sitzen und ausruhen können. Und einen warmen Ofen — Ebbas Hände und Füße waren schon ganz gefühllos vor Kälte. Aber als sie dann vor einem der ersten Häuser hielt und sich gerade von Altas Rücken hinunterstützen lassen wollte, hörte sie plötzlich Schreien und Wehern. Nicht an der Haustür waren mehrere Pferde angebunden — sie waren gelattelt und daneben lagen Tornister... Und — ja, neben der Tür saßen Gewehre.

Das Heulen und Bellen der Hunde verschlang jedes andere Geräusch; und es dauerte auch eine Weile, bis die müden Bolschewiken sich aufrichteten, bis der Posten sein verschlafenes „Wer da?“ in die Luft hinausbrüllte. Er hatte geträumt, bis das aufgeregte Bellen der Hunde ihn plötzlich weckte — jetzt sah er nur etwas Dunkles am Ausgang des Dorfes, das sich entfernte. Einmal schah er hinterher — aber der dicke Nebel, der vom Fluß aufstieg, umhüllte alles mit weichen Schleieren.

„Das hast du gut gemacht“, — und Ebba legte beide Arme um den Hals des Pferdes. „Ich wußte es doch, daß du mich nicht im Stich lassen würdest!“ Bald darauf ging die Sonne auf. Es wurde nun erst recht kalt — aber was machte das, wenn sie doch nur da war und man wußte, daß Boraschina nun bestimmt auch nicht mehr fern sein konnte, unmöglich.

Ebba riß die müden Augen, vor denen es immerzu schwarz flimmerte und alles sich drehte, auf und hauchte in ihre blaugefrorenen Hände: zum erstenmal während des Rittes begann sie darüber nachzudenken, wie sie den Vater ausfindig machen sollte auf dem fremden Gut, das ja auch von den Bolschewiken besetzt sein konnte... Wie sollte es nur geschehen...

Um dieselbe Zeit verließ ein elegantes Fuhrwerk das Gut Boraschina und nahm den Weg zur Steppe. Die Pferde waren gut ausgerüstet, sie konnten es gar nicht erwarten, so schnell wie möglich loszurennen... Und der Mann im Wagen konnte es auch kaum erwarten, heimzukommen — es waren heute früh Gerüchte nach Boraschina gedrungen, daß die Bolschewiken bereits vereinzelte Gutshöfe besetzt hielten und plünderten.

„Fahr zu, so schnell es geht“, hatte er dem russischen Kutsher in dem mächtigen bunten Mantel zugerufen. Aber dann gab es doch einen Aufenthalt. Mitten im rasenden Gehen hatte der Kutsher die Pferde zurückgerissen, so daß er und der Mann im Wagen beinahe vornüber fielen. Ein Weghindernde — ein elendes Pferd mit fliegenden Hanten und glitzernden Beinen.

Unwillig hob der Mann im Wagen sich von seinem Sitz — gleich darauf stand er dann neben dem schweißnassen Pferd... „Vater — du darfst nicht nach Matujens! — die Bolschewiken...“ kamelte ihm Ebba entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der außendeutsche Bericht

Bauernrat in Norddithlewig — 28 000 Hektar deutschen Bodens verloren.

Die Zerstörung der Kapitalgrundlage des norddithlewigischen Wirtschaftslebens durch die unter dänischer Herrschaft durch Inflation und Deflation herangeführte Ueberhöhung der Bauernschaft führt zu einer fortschreitenden Verstaatlichung des Grund und Bodens. Der Bauer muß in steigendem Maße seinen Boden an den Staat veräußern, um seinen Zins- und Steuerpflichtungen genügen zu können. Wenn er nicht unter dem Zwang der Verhältnisse einen freien Handel mit dem staatlichen Siedlungsanleihe oder anderen öffentlichen Geldinstituten abschließt, dann wird der Boden auf dem Wege der Zwangsversteigerung enteignet.

Die Gesamtverschuldung der norddithlewigischen Landwirtschaft betrug 1914 rund 210 000 000 Mark = 190 000 000 Kronen, jetzt beläuft sie sich auf 370 000 000 bis 390 000 000 Kronen. Rund 35 000 000 Kronen Staatsdarlehen sind an zweiter Stelle oder noch weiter ausgerückt im norddithlewigischen Grundbesitz hypothekarisch gesichert. Dazu kommen die Siedlungskredite in den 1200 norddithlewigischen Staatsbauernstellen, die mindestens 20 000 000 Kronen betragen dürften. So steht der Staat seine Geldmittel ein, um das Bauerntum von seinem Kapital abhängig zu machen und um die Innenkolonisation im Grenzland zu fördern. Offen bekennet man sich dabei zum Ziel, daß die Siedlung nur Mittel zum Zweck sei, nämlich zur Sozialisierung des Grund und Bodens. Das Ergebnis dieser Bodenpolitik ist daß allein der deutsche Bodenverlust am 1. Juli 1933 mit 28 286,38 Hektar berechnet worden ist.

Die Dänen im Reichsgebiet.

Während in dem früher deutschen Norddithlewig planmäßig gegen das Deutschtum vorgegangen wird, sind die südlich der Grenze auf deutschem Reichsboden lebenden Dänen ebenfalls aktiv. Kürzlich lagte in Flensburg im Rahmen der Jahresversammlung des Schleswighischen Vereins die dänische Minderheit jubelnd der Grenze. Aus den Berichten über die Arbeit des Schleswighischen Vereins und seiner verschiedenen Unterabteilungen konnte man ein äußerst interessantes Bild über die Tätigkeit der dänischen Minderheit im Reich gewinnen. Die Flensburgabteilung des Vereins zählte am 1. Juni v. J. 3018 Mitglieder, davon 2760 innerhalb der Stadt Flensburg

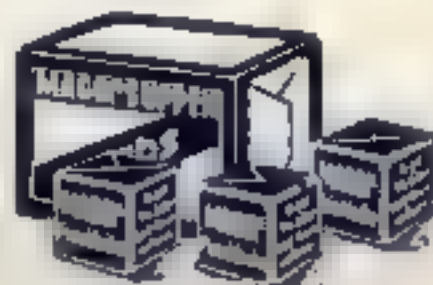


Ein pfiffiges Kleinblatt: Jutta, Lotta und Annamaria

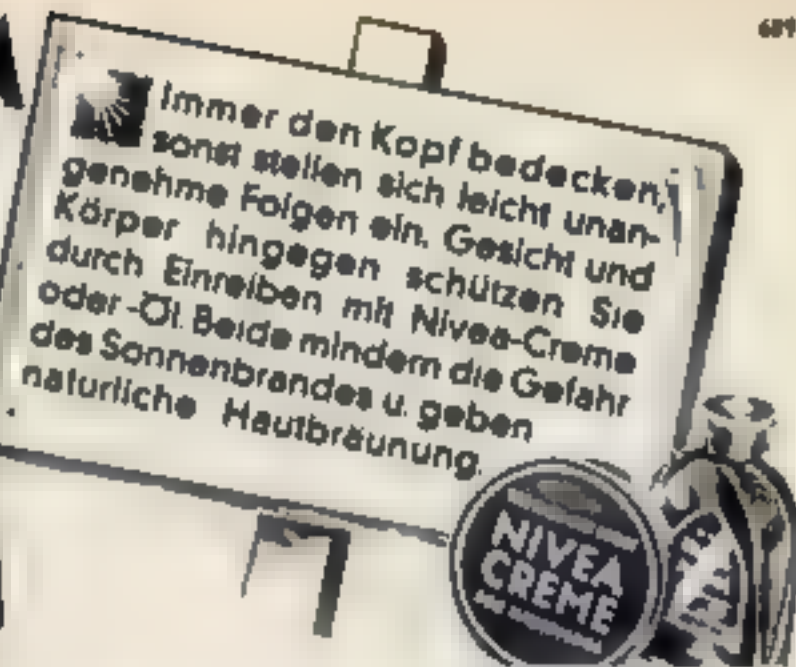
Die Mädels nehmen auf Fahrt stets MAGGI Suppen und MAGGI Fleischbrühwürfel mit. Sie wissen so läßt sich einfach — ohne Mühe — und billig — ein kräftiges wohlgeschmeckendes Essen bereiten.

MAGGI SUPPEN
1 Würfel 10 Pfg.

MAGGI FLEISCHBRÜHE
3 Würfel 10 Pfg.



Sorglos sonnen mit NIVEA



und 254 in den angrenzenden Gemeladen. Interessant ist, daß in dem Bericht auch von der Verbindung der dänischen Minderheit im Reich die Rede war. Der Feltmarsch durch Glensburg zählte nach dänischen Meldungen 2000 Teilnehmer. In der darauffolgenden großen Versammlung sprach auch ein Vertreter der polnischen Minderheit.

Bei der Jahrestagung des dänischen Sprachvereins und des dänischen Turnvereins wurde festgestellt, daß der Verein auf dem Gebiete der Jugendbucherei eine sehr eifrige Tätigkeit entfaltet, indem zahlreiche neue Bücher eingeführt werden konnten. Der Verein habe außerdem für die dänischen Schulen im Reichsgebiet sowie für die dortigen Kindergärten und die dort wirkenden Wanderlehrer große Zuschüsse geleistet.

Die Juden in Rumänien

Der bekannte rumänische Publizist und Historiker Natulescu hat festgestellt, daß die Juden in der rumänischen Industrie einen Anteil von rund 65 Proz. haben. Im Bergbau arbeiten 81,5 Proz., im Transportwesen 74,7 Proz., in der Textilindustrie 68,8 Proz. und in der chemischen Industrie 68,2 Proz. jüdisches Kapital.

Vergleicht man den Anteil an der Wirtschaft, so zeigt sich, daß rund 65 Proz. der Wirtschaft Rumäniens unter dem Einfluß der Juden stehen, 22 Proz. unter dem Einfluß von Rumänen und 12 Proz. unter dem Einfluß der Volksgruppen. Das Zahlenverhältnis zeigt, daß die deutsche Volksgruppe in Rumänien nur die Hälfte des Besitzstandes in der Wirtschaft innehat, der ihr auf Grund ihrer Kopfzahl zukommen müßte.

Die Deutschen Rumäniens gehören zum größten Teil dem Bauernstand an. An den Handels- und Industrieunternehmungen sind sie nicht in dem Maße beteiligt, wie es ihrer Zahl entsprechen würde.

Die geistige Verjudung Rumäniens schreitet immer weiter fort. Von 2954 Neuererscheinungen literarischen, politischen und sozialen Inhalts, die in Rumänien seit 1920 herausgegeben wurden, stammen 1706 von den Juden. Für die Verbreitung der jüdischen Bücher wird dadurch gesorgt, daß weitens der größte Teil aller Buchhandlungen jüdisch ist. Im Zeitungs- und Journalwesen sind von 6023 Journalisten 5105 Juden.

Rumänische Sprachübungen in deutschen Kindergärten

Nach dem neuen rumänischen Lehrplan sind für die Kindergärten und Bewahranstalten täglich Sprachübungen von ein- bis zweistündiger Dauer in rumänischer Sprache vorgeschrieben worden. Das deutsche Kind wird dadurch in einer Zeit, wo es erst seine eigene Muttersprache erlernen muß, mit der Aufnahme einer ihm gänzlich fremden Sprache belastet.

Die Deutschen Steierbürgens verfügen heute über 80 Kindergärten mit rund 50 Kindergärtnerinnen (die Hälfte der Kindergärten entfällt auf Landgemeinden) und 100 ländliche Bewahranstalten, die angesichts der Maßnahmen der rumänischen Schulbehörden in Gefahr sind, ihren Wert als öffentliche Erziehungsanstalten zu verlieren.

STREIFLICHTER

Frau Christine, Onkel Paul, der Kreis um uns ...

und noch viele andere liebe Briefkastenonkels und -tanten bemühen sich, uns mit ihren klaren, pfeilschnellen Ratschlägen einen Pfad durch das Dornengebüsch der täglichen kleinen Schwierigkeiten zu bahnen.

Sie haben ein Herz für alle ihre bedauernswerten Lebewesen, sei es für die „Jugendliche Mite mit den Backschleibern“ oder das einsame Mädchen, das nicht weiß, ob es „hübsch von sich hören lassen darf“. Auch verzweifelte Schwiegermütter in spe dürfen Mithilfe verlangen, ob es, der jugendliche Liebhaber, berechtigt ist, Mäulchen in dem besten Lehnstuhl des Hauses zu sitzen.

Und was sonst der Räte mehr sind! Ja, auch errösende Jünglinge und verlegte Kavaliere bekommen ihr Rezeptchen! Frau Christine und Onkel Paul müssen sich wirklich Mühe geben, allen Ansprüchen gerecht zu werden — und wenn keine Ansprüche gestellt werden, dann machen sie sich vielleicht selber welche? Wer mag sich hinter diesen Pseudonymen verbergen, in deren Schutz man so geborgen schlafend darf?

Wer sagt mir, ob sich hinter den auch so mütterlichen Fingerzeigen nicht der lodernde Wollbart eines väterlichen alten



Messer, Gabel, Schere, Licht...

sind für Kinder verboten! Aber mal bekommen sie doch eins davon in die Finger Und dann gibt's meist eine kleine Wunde. Schnell „Hansaplast elastisch“ drauf — das schützt vor Verschmutzung, wirkt keimtötend, blutstillend und heilungsfördernd. Mit größeren Wunden jedoch zum Arzt.

Die Querelastizität DRP. macht den Verband bewegungsfähig u. verhindert Spannung

Schnellverband
Hansaplast
elastisch

655000

denn sie ist elastisch, reißfest, farbecht.



Kendevous unter der Normaluhr? Eine liebe Gewohnheit für liebende Leute oder solche, die es werden wollten — früher einmal. Das soll aufhören! Jedes mondäne Fräulein ist jetzt seine eigene Normaluhr, und jeder Bängling weiß sofort, was die Glocke geschlagen hat . . . Sie benutzt neuerdings als Clip an ihrem Blusenabschnitt eines niedliche kleine Uhr. Sehrlich bequem für Leute, die selbst keine mithaben: „Hallo, mein Fräulein, drehen Sie sich doch bitte mal hier herum.“

Wenn Sie bei Verabredungen zu spät kommt, kann Er mit Fug und Recht behaupten, daß Sie „nachgeht“ — und vielleicht fängt er sogar an, Sie „aufzuzeihen“? Oder — er läßt Sie gar „stehen“? — Vielleicht doch lieber Normaluhr, kleines Fräulein?

Selene Kononenko, die Kalinfromme Selene des sowjetischen Erziehungswesens, liess vor kurzem in der „Komsomolskaja Prawda“ eine Artikelserie los über die sowjet-

Alle Freuden des Sommers genießen mit dem leistungsstärksten, sonnenbrandschützenden und bräunenden Oxyderma-Hautfunktionsöl od. Mousse.



Diaderma

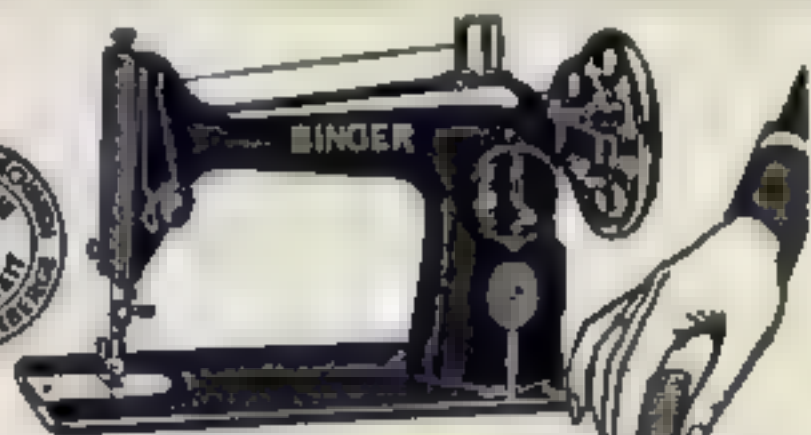


**Schwimmen u.
Wasserspringen**
lehrt & le Techni-
ken m. 250 St. dorn
RM. 2,50 Prospek-
te gerne vom
**Offizialverlag
Ravensburg**



第 10 章

Kauft bei unseren Inserenten!



Die **SINGER** 
hilft der Hausfrau viel Geld sparen!

Weitestgehende Zahlungserleichterungen - Mäßige Monatsraten
BINOR MXHMASCHINEN AKTIENGESELLSCHAFT
 BERLIN WB - KRONENSTRASSE 22 - BINOR KUNDENDIENST ÜBERALL



Kess
Alle Musik und mehr
Klingenthal Str. 23

Fabelhaft,
wie doch die Hände sauber werden
mit **ABRADOR**

so sagt jeder, der diese Spezial-Handseife zum ersten Male gebraucht.

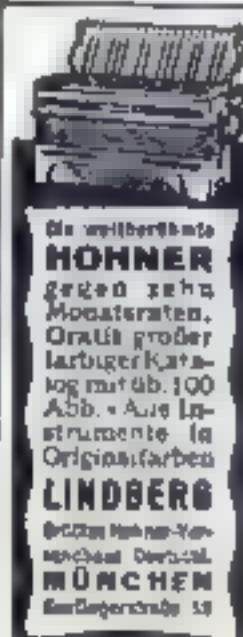
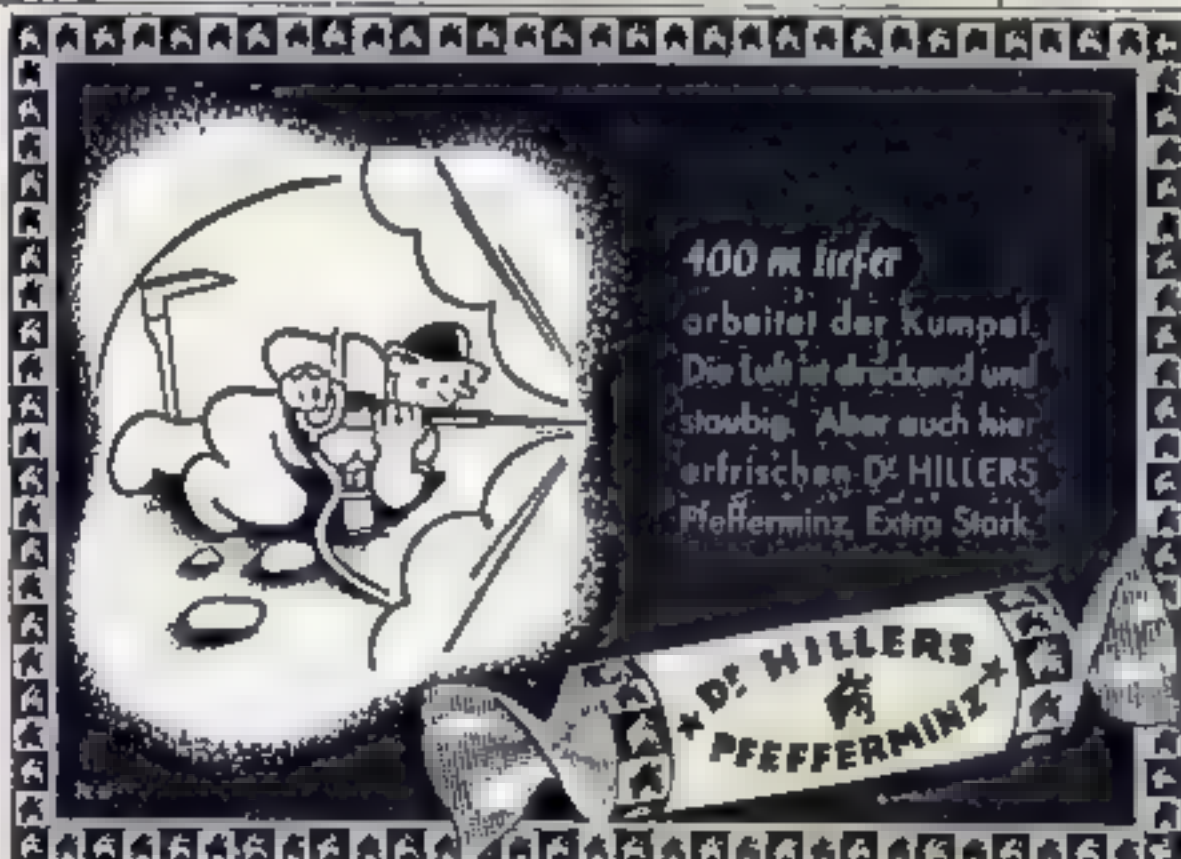
Durch einfaches Händewaschen mit Abrador werden die Hände schnell ohne viel Schrubben „*von Grund auf*“ rein, selbst Farbe, Harz und Schmier, Obst- u. Gemüseflecke nach dem Einmochen, Erdschmutz und andere hartnäckige Spuren verschwinden im Nu.

Besonders an heißen Tagen ist Abrador infolge seiner belebenden Massagewirkung geradezu wohltuend bei verschwitzten und klebrigen Händen.



Abstracts continue the Journal, on an alphabetical basis. See 2017.

LUNDS Seifen- u. Glaserin-Fabriken-Gebr. 1869-Usseurstr. 10 Hild.



Schön

mit der neuen
Beckh Rad für an-
heim Rad Ein
Kunst der Welt
schlammmaschine und
die vor vande-
te Schie - werden er-
wachte stahlend
heil Ivan Weg

BOSCH

russische Mädelernziehung oder was dort so benannt wird. Nach diesen Darlegungen ist wohl kein Zweifel mehr erlaubt, daß es nunmehr bald erreicht wird, nämlich das Ideal der Erziehung der Frau, wie sich der Bolschewismus es vorstellt.

Schon können nämlich die 16- bis 18-jährigen Mädchen, die durch die kommunistische Schule gegangen sind, weder nähen noch locken — nicht einmal einen Knopf annähen, wie Helene triumphierend feststellt! —; dafür aber sind sie sehr auf Draht in allen sportlichen und technischen Dingen und träumen angeblüht von nichts anderem, als Fliegerinnen, Bolschewik-abspriegerinnen, Ingenieure, Architekten und Zeitungs-schreiberinnen zu werden.

Die Schülerin Nina, die Helene als das beste vorgefundene Produkt bolschewistischer Mädelernziehung bezeichnet, will Hausmeisterin werden und hat diese Absichten vor der Gründung einer Familie. Sie erklärt: „Das kommunistische System frucht nur ein Gemeinschaftsfamilienleben. In diesem beschäftigen sich besonders Spezialisten mit dem Suppenkochen und dem Kleiderflicken.“ Vorderhand muß sich freilich — wie die Kononenska unschuldig hinzusetzt — Ninas Vater mit den Kleibern seines bolschewistischen Töchterchens beschäftigen und die Knöpfe annähen . . .

Ein anderes Ergebnis der bolschewistischen Mädelernziehung, das freilich kein Ergebnis ist, wie die Kononenska selber ärgert, bemerkt, denn hier ist alles beim alten geblieben, bilden die Mädchen aber Tagebücher der jungen Bolschewistinnen, die genau so aussehen sollen wie die sentimentalen und verflachten der berühmten „höheren Töchter“ vor 50 Jahren, nur „mit dem einzigen Unterschied, daß die Aufzeichnungen und Gedichte darin auf einem noch viel tieferen Niveau stehen und durchweg von einer geradezu beschämenden Platitude sind.“

Auch mit der Kleidung der jungen Bolschewistinnen steht es leider nicht anders aus. Sie ist „ohne jeden Geschmack und steht meist mit der Trägerin in schreiendem Widerspruch.“ Doch hier weiß Helene Rat, und sie empfiehlt die zwangswise Einführung einer einheitlichen sowjetrussischen Mädeluniform! Ob die „gleichmachender“ wirken wird, bleibt allerdings auch erst abzuwarten.

UNSERE BÜCHER

Die Marienburg.
36 Bilder. Text von Joseph von Eichendorff. Verlag Der Eisernen Hammer, Leipzig. 64 Seiten, Preis RM. 1.30.
Ein Buch, das für unsere Fahrtengruppen sehr gut zur Vorbereitung einer Ostlandfahrt zu verwenden ist. In dem vorangestellten Text ist nicht nur die bauliche Entwicklung der Marienburg aufgezählt, sondern gleichzeitig ihre Geschichte. Gut ausgewählte Aufnahmen lassen das Buch zu einem Ganzen werden, das einen starken Eindruck der Marienburg vermittelt.
Hilde Munske.

Sparen in der Wildnis.
Von Mortimer Batten. Frankh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. In Leinwand 1.80 RM.
Von wilden Tieren aus den Bergen Schottlands und den weiten Wäldern Kanadas wird in diesem Buch berichtet. Bären, Ottern, Hunde, Wölfe und noch viele andere in ihrer schönen starken Ursprünglichkeit geschildert. Sie alle begegnen einmal in ihrem Leben dem Menschen. Da einen sagen ihm unüberwindliche Feindschaft an, anderen wird er zum Freund, zum Helfer. In diesen Tiergeschichten ist keine Sentimentalität, werden den Tieren keine menschlichen Eigenschaften zugeschrieben. Immer wieder spürt man beim Lesen dieses Buches, daß es aus einem wirklichen Erlebnis heraus geschrieben ist.
Hilde Munske.

Berichtigung. Zu dem Artikel des vorigen Heftes: „Ein Besuch bei Milly Steger“ teilen wir auf Wunsch der Künstlerin folgendes mit: Es ist ein Irrtum, daß der deutsche Staat die meisten Arbeiten Milly Stegers käuflich erworben habe. Viele der Plastiken sind auch in öffentlichen und Privatsammlungen vertreten.

Die Aufnahmen der Umschlagseite des vorliegenden Heftes wurden uns von Doris Paschke, Berlin, zur Verfügung gestellt.

Vom Leben der Zähne

Gute Zähne tragen wesentlich dazu bei, dem gesamten Körper die Gesundheit und natürliche Spannkraft zu erhalten, die jeder Mensch besitzen muß, sein Leben zu meistern.

Viele wissen nicht, daß die Zähne leben, in engstem Zusammenhang mit dem ganzen Organismus stehen, kranke Zähne den ganzen Körper krank machen.

Das Büchlein „Vom Leben der Zähne“ ist ein wertvoller Wegweiser zu der Erkenntnis, daß unsere Zähne lebende Werkzeuge sind und lebenswichtige Aufgaben zu lösen haben. Es zeigt in wohlgeordneten Bildern den Wunderbau des Zahnes mit seinen Blutgefäßen, Nerven und Kanälen und gibt einen wichtigen Überblick über alles, was mit dem Zahn zusammenhängt.

Wir verstehen das Büchlein „Vom Leben der Zähne“ kostenlos, Anforderung mit genauer Anschrift an:

Chlorodont-Fabrik, Dresden-N. 6

„Das Deutsche Mädel“ erscheint einmal monatlich. Verkaufspreis 20 Pf. je Ausgabe. Bestellschein. Fund Deutscher Mädel in der D.D., Berlin, Haupt-schriftleiterin Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigenenteil: Karl Stein, Haupt-Verleger. Verlag und Druck: Oberbayerische Tageszeitung G. m. b. H., Hannover M. Georgstraße 23. Fernruf 1.41. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. davon Ausgabe Rostock 610, Ausgabe Berlin 24. 27, Ausgabe Pommern 444, Ausgabe Nordsee 440, Ausgabe Niederlande 700, Ausgabe Ruhr-Rheinland 825, Ausgabe Mittelrhein 4470, Ausgabe Rhein-Raiffe 1234, Ausgabe Ruhr-Rhein 511, Ausgabe West und Ost, Ausgabe Saargau 1342, Ausgabe Thüringen 447, Ausgabe Franken 660, Ausgabe Hochland 8678, Ausgabe Mittelrhein 5348, Ausgabe Rhein-Rhein 446. Ausgabe Saarland 446. Für Hochausgabe: Pf. 8. Für vorstehend genannte Ausgaben: Pf. 7.

Das Ruhr-niederrheinische Mädel

Aus Leben und Arbeit des Obergaues 10 Ruhr-Niederrhein

40 Mädel auf Großfahrt durch den Westen

Wenn man im Reich vom deutschen Westen und seiner Schönheit spricht, denkt man meistens zunächst einmal an den Rhein. Rheinlieder, die jeder kennt, Burgen und Ruinen am Rhein, um die sich die alten Sagen spinnen, der Gedanke an den berühmten Rheinwein drängen das andere leicht in den Hintergrund. Aber wir, die wir im Westen leben, haben dafür zu sorgen, daß er in seiner ganzen Bedeutung und Schönheit erkannt wird, und daß man nicht immer nur einen Teil für das Ganze nimmt. Gerade der Westen ist unendlich vielgestaltig.

Die Mädel der Haushaltungsschule Gelbern, die ein Jahr lang nahe der Grenze im Westen leben, sollten auf einer zweiwöchigen Fahrt durch die Eifel, an die Mosel und am den Rhein ihre neue Heimat gründlich kennenlernen. Was sie in der Schule von der Eifel gehört hatten, hatte die Vorstellung in ihnen zurückgelassen, daß es sich um etwas im höchsten Grade Oedes und Langweiliges handle, eine Landschaft ohne Baum und Strauch, die einzig und allein Winterhütchen, das berühmte „Eifelgold“, aufzuweisen habe. — Diese falsche Vorstellung schwand schon nach zwei Tagen.

Unsere Fahrt begann mit einer kurzen Wanderung von Obermaubach nach Nideggen. Eben waren wir noch mit dem Zug durchs Flachland gefahren, und nun standen wir mit einem Male mitten in den Bergen. Der Aufstieg durch den Wald gab uns einen kleinen Vorgeschmack von dem, was uns an Klettern noch bevorstand. Aber wenn wir auf der Höhe standen und weit über Berge, Felder und Wälder hinwegsehen, war der ungewohnte „Druck“ der Affen schnell vergessen.

Zu Zweien und Dreien gingen wir dann in der Freizeit durch das alte Städtchen Nideggen, kletterten im Burggelände umher, seine geheimnisvolle Tür und sein dunkler Gang waren vor uns, — und hatten das herrliche Gefühl, noch vierzehn Tage, wunderliche Tage vor uns zu haben.

In Gemünd, Monchau, Daun und Bacharach übernachteten wir zweimal. Welche Begeisterung bei dem Gedanken, einmal für einen Tag den Affen los zu sein und „unbeidenswert“ durch die Gegend ziehen zu können. Bergauf, bergab kletterten, kletterten und ruhten wir. Je zwei bekamen die Karte und legten ihre Probe im Zielwandern für das Leistungsabzeichen ab. Ab und zu kletterten wir auch einmal einen falschen Weg. Aber zurück? Nur wenn es absolut nicht anders ging! Sonst lieber steil bergauf und quer durch den Wald, bis wir wieder zur richtigen Strasse kamen.

Wir sahen jeden Augenblick Neues und schenken immer wieder Schöneres, — am dritten Tag die Ordensburg Bogelsang. Voll Bewunderung standen wir vor den einzelnen Gebäuden, die in dem wichtigen, vierkantigen Stil errichtet sind, der alle Bauten des nationalsozialistischen Deutschland kennzeichnet. Wir spürten, wie aus dem Geist der nationalsozialistischen Weltanschauung ein neuer, in sich geschlossener und überzeugender Baustil gewachsen ist und konnten uns vorstellen, daß die Männer, die ein Jahr und länger in dieser Burg gelebt haben ganz erfüllt sind von ihrem Glauben und überall, wohin sie gestellt werden, Soldaten des Führers sind, auf seine Befehle hören und seine Forderungen durchsetzen.

Zum frühlichen Abschluß unseres Besuches setzten wir uns in die Kantine der Ordensburg. Die „Verwaltung“ zeigte sich großzügig und kaffee und Kuchen.

Am ersten Sonntag fuhren wir mit dem Autobus von Gemünd nach Monchau. Innerlich stöhnend kletterten wir die vielen Treppentufen zur Burg hinauf, die gleichzeitig Jugendherberge ist. Oben gerieten wir in ein lustiges Treiben. Der Obergau Mittelrhein hielt einen Kursus ab, Mädel und Jungmädel aus dem Grenzuntergau versammelten sich zum Singweitztreib, und alle zusammen wollten auf dem Marktplatz ein offenes Singen durchführen. Selbstverständlich beteiligten wir uns. Lustig sang es an: „Wenn alle Brännlein fliehen...“ Die Monchauer sangen zwar nicht sehr kräftig mit, aber sie machten vergnügte Gesichter — trotz des Regens.

Am nächsten Morgen führte uns der Eifelrichter Ludwig Mathar durchs Städtchen und erzählte von Monchaus Vergangenheit. Er zeigte uns die alten Fachwerkhäuser am Markt und die Prachtbauten der Barock- und Rokokozeit, die die reichen Monchauer Tuchweber gebaut haben. Denn Monchau ist durch seine Tuchindustrie berühmt geworden. Im 18. Jahrhundert wurden von dem kleinen Grenzstädtchen aus überall im Reich Zweigniederlassungen begründet.

Wir hörten ferner vom stillen und harten Kampf an der Grenze, vom hohen Bann, das von den Menschen, die es nicht kennen, für eine öde, baumlose Hochfläche gehalten wird, und dessen Schönheit nur der spürt, der es geruhig durchwandert und der sich die Zeit nimmt, Landschaft und Menschen gründlich kennenzulernen.

Eine Feierstunde am Abend an der Burgmauer vertiefte in uns das Erlebnis der Grenze. Wir sprachen vom Kampf um die Westgrenze, der ein Kampf um den Rhein war. Schlageters Name ließ die Zeit deutscher Schmach und deutschen Heldentums vor uns erschauen. — Wir sind den Menschen, die im Westen für uns auf Vorposten standen und stehen, nie so nahe gewesen wie an diesem Sonnabendabend.

Von Monchau wanderten wir nach Reiskirchen und weiter nach Gerolstein. Als wir dort abends auf der Burg standen hatten wir ein ganz anderes Stück Eifel vor uns, als wir bisher gewohnt waren: schroffere, eigenartigere Formen. Manche Berge am Gerolstein heben sich kegelförmig aus der Landschaft heraus. Man spürt schon die vulkanische Erde.

In Monchau erlebten wir eine eindrucksvolle Feierstunde.



Von Daun aus gingen wir zwei Tage später zu den Maaren. Wieder empfanden wir die eigenartige Schönheit der Eifel. So nahe die drei Maare auch beieinander liegen, so verschieden sind sie ihrer Art und ihrer Wirkung nach: das rauhe und abgründige Totenmaar, das Schallenmehrener, das dagegen beinahe wie ein großer, friedlicher Dorfteich wirkt, und das herrliche, freundliche Gemünder mitten zwischen bewaldeten Bergen, dem man seine vulkanische Entstehungsweise so gar nicht mehr anmerkt.

In Schallenmehren besichtigten wir die Werkstätten, in denen das „Maartuch“ gewebt wird. Die bunten Decken und Rissen, die Kleider- und Blusenstoffe gefielen uns so gut, daß wir am liebsten das eine oder andere Stück gekauft hätten, wenn es um unseren Geldbeutel nicht so schlecht bestellt gewesen wäre.

Von der Eifel ging es an die Mosel: Steden Stunden Dampferfahrt von Berncastel bis Brodenbach. Das Ergebnis zeigte sich am nächsten Morgen beim Appell: wir waren alle unwahrscheinlich braun gebrannt.

Beim Abendessen in Brodenbach hatte man uns die schwerwiegende Frage gestellt: „Was möchtet ihr lieber: 22 Kilometer einen wunderbaren Weg durch eine Klamm oder nur 13 Kilometer einen ziemlich langweiligen Höhenweg gehen?“ Die Entscheidung fiel schwer. An und für sich reizte natürlich der längere Weg, aber da sich inzwischen eine ganze Reihe Fußkranke bei uns angesammelt hatte, meldete sich ungefähr die Hälfte für 13 Kilometer. Wir wanderten daher am nächsten Tag in zwei Abteilungen mit dem Treffpunkt Boppard. Die „Klammwanderer“ kamen allerdings zuerst am Ziel an, aber dafür hatten die „anderen“ ebenfalls einen Weg von rund 20 Kilometer hinter sich. Natürlich nicht den „langweiligen Höhenweg“, sondern eine ziemlich anstrengende Wanderung bergauf und bergab.

Wir waren so stolz und froh, weil alle tadellos durchgehalten hatten, daß wir, als wir von der Höhe den Rhein und Boppard sahen, vor lauter Ueberrausch und Begeisterung einen ganz schmalen, steilen Weinbergpfad der direkt auf Boppard zuführte, blüunterfragelten.

Mit dem Zuge fuhren wir nach Bacharach. Noch einmal wurde in bezug auf Klettern und Steigen allerhand von uns verlangt. Treppenstufen erregten seit Monchau schon von weitem unseren Haß, — aber mit dem schönen Bewußtsein, wirklich zum allerletztenmal den Affen zu schleppen, schafften wir's.

Zwei Tage am Rhein bildeten den Abschluß unserer Fahrt. Von Burg Stahleß aus fuhren wir zum Niederwalddenkmal und nach Rüdesheim und am nächsten Tag zu Schiff nach Köln und mit dem Zug zurück nach Geldern.

Unsere Fahrt hat uns mit ganz verschiedenartigen Landschaften und Menschen in Berührung gebracht. Wenn wir nach einem Jahr wieder in unsere Heimat zurückkehren, nach Thüringen, Baden, Schleien oder Hamburg, dann ist uns der Westen mehr als ein Begriff. Dann sehen wir, wenn wir von ihm sprechen, immer das Land vor uns, das wir zwei Wochen lang durchwandern durften.

L. H.

Unser Obergauportfest!

Schon lange haben wir Essener Mädel darauf gewartet, daß einmal wieder ein richtiges O.M.-Fest in unserer Stadt wäre. Als wir dann im Heimabend erfuhren: das Obergauportfest findet in Essen am Uhlenkrug statt, war es uns allen klar, daß das für uns eine ungeheure Freude und auch eine Menge Arbeit bedeutete.

Möbelwagen als Umkleideräume

Wer in den letzten Tagen zur Untergaudiemädel kam, konnte damit rechnen, etwas längere Zeit als vorgesehen dort zu bleiben. Man konnte gar nicht anders als mithelfen, so viel mußte vor dem Fest an Kleinarbeit geleistet werden. Es kommt ja nicht allein darauf an, daß die Übungen am Sonntag tadellos klappen, sondern einen Erfolg nennen wir es erst, wenn die Mädel mit einer wirklich großen Freude nach

Hause gehen, daß heißt, wenn auch jede kleinste Organisationsarbeit klappt.

Die Kreisleitung Essen und die Ortsgruppen haben bei den Eltern und der Bevölkerung für Freiquartiere gesorgt. Es ist kaum ein Essener gewesen, der nicht für die eine Nacht gern ein Bett zur Verfügung gestellt hat. Mit welcher großer Freude die Essener Bevölkerung am Sportfest des Obergaus teilnahm, zeigte der Flaggenstapel, den die Stadt schon am Samstagmorgen zeigte. Sogar die Straßenbahnen hatten die lustigen kleinen Fähnchen aufgesteckt.

Diejenigen, die schon am Samstag ankamen, wurden von den Essener Mädeln zum Uhlenkrug und an die Sammelplätze geführt. Zum Umkleiden sind dort Möbelwagen aufgestellt. Es sind nicht genügend Räume vorhanden gewesen, um ein schnelles und ordentliches Umkleiden der Mädel zu ermöglichen, — also half man sich auf diese Art. Den Mädeln hat das ungeheure Spaß gemacht, nicht jede hatte schon einmal Gelegenheit, sich im Möbelwagen umzuziehen.

Zum Mannschaftskampf angetreten!

Die Möbelwagen sind gründlich untersucht, das fabelhafte Sanitätszelt genügend bewundert, und schnell hat man einen Blick in die verheißungsvoll dampfenden Gulaschkanonen geworfen, als es heißt: „Zum Mannschaftskampf angetreten!“ Das Obergauportfest hat begonnen. Jedes Mädel, das von seinem Untergau als Kämpferin nach Essen geschickt worden ist, zieht sich zusammen. „Ganz ehrlich wollen wir kämpfen“, sagt die Obergauportwartin, „denn auf eine saubere Art wollen wir die beste Mannschaft des Obergaus ermitteln.“

Nachdem am Fahnenmast zum erstenmal in diesen Tagen die Fahne gehißt wurde, legt auf dem Platz ein reges Leben ein. Hier bemühen sich Mädel um den besten Wurf, dort wird gepirungen, und um die Bahn läuft die Staffel der Mädel. Überall wird gerufen, ermuntert und angespornt. Noch weiß niemand, wer siegt. Jedes Mädel glaubt an den Sieg seiner Kette. Morgen werden sie erst endgültig erfahren, welcher Untergau die beste Mannschaft stellte.

Ein Tag, wie man ihn sich nicht schöner wünschen konnte!

Das war ein Leben mittags auf der Mondscheintwiese, wo die Mädel- und Jungmadel-Gruppen- und Ringführerinnen des ganzen Obergaus ihre mitgebrachten Butterbrote verzehrten, und alle voller Vorfreude auf den Nachmittag und die Sportvorführungen waren. Wer würde wohl die große Quetsche, den

Aufmarsch der Mädel zum Obergauportfest in Essen





2000 Mädel zeigten beim Sportfest die Körperschule

ersten Preis im BDM-Mannschaftslampf, bekommen? Und ob Wuppertal tatsächlich die Essener Mädel im Handballspiel schlagen könnte?

Pünktlich um halb vier nachmittags ertönte das Kommando zum Einmarsch. Es war ein herrliches Bild, als rund 2000 Mädel auf dem Rasen aufmarschierten. Dazu die Ränge ringsumher voll von Mädels und Jungmädels, die Tribüne dicht besetzt mit unseren Gästen, und über allem die strahlende Sonne. Es war wirklich ein Tag, wie man ihn sich schöner nicht wünschen konnte! —

Die Obergauführerin begrüßte die erschienenen Gäste und sprach kurz zu uns über den Sinn unserer Sportarbeit. — Langsam flog die Fahne am Fahnenmast hoch.

Nach den Ausführungen des Gauführers des DMV, begannen die sportlichen Übungen: zuerst eine Laufschiene sämtlicher Essener Jungmädelsführerinnen, danach die Körperschule. Man merkte es den Mädels, die da auf dem Rasen standen, an, daß sie an sich gearbeitet hatten. Wir wußten alle von den Untergausportfesten, wie es dabei auf jede einzelne ankam, wie jede auf sich achtete und sich in den Rahmen des Ganzen einfügen mußte, damit dieses straffe, geschlossene Bild zustande kam.

Schlag auf Schlag folgten nun die einzelnen Vorführungen: die Seilgymnastik der Jungmädel, der Jungmädelsmannschaftslampf und die 10mal50-Meter-Staffel der Mädel. Endlich ertönte das sehnlich erwartete Kommando: „Achtung, die Handballmannschaften machen sich fertig!“ Zweimal zehn Minuten Spielzeit. Jetzt kam es darauf an: Essen oder Wuppertal.

Dreimal schoß Essen auf den Pfosten, aber endlich: „Haaaa! Das erste Tor! Für Essen.“ Die Mannschaften kamen in Schwung. Bei der Halbzeit stand die Sache günstig für Essen.

Halbzeit, — und auf einmal die Stimme der Obergauportwartin am Mikrophon: „Jungmädels, was lesen wir?“ Gespannte Erwartung bei den Zuhörern. Gegenüber der Tribüne, hinter der Mauer, die die Ränge von der Aichenbahn trennt, bewegte sich etwas. Zwei, drei Riesenschriftzeichen wurden sichtbar. Noch ein paar, und jetzt, — da stand es: „Das Deutsche Mädel!“ Alles lachte, und befriedigt ließen die Jungmädels die Buchstaben wieder verschwinden.

Das Handballspiel geht weiter. Zwei zu Zwei. Jetzt werden die Ränge aufgeregt. Vielleicht versucht man es einmal mit Sprechschören. Richtig, das hilft. Essen schießt noch ein Tor. — Ein Pfiff. Das Spiel ist zu Ende. Wir haben eine „beste Handballmannschaft des Obergau.“

Nach der bunten Spielweise der Jungmädels und den beiden Tänzen der Mädel wurden die Preise verteilt. Wir erfuhren endlich, wer die Quetsche bekam: der Untergau Wesel. Wie die sich freuten!

Noch einmal sprach die Obergauführerin und dankte allen denen, die mitgeholfen hatten, daß der Tag so schön wurde.

Die Fahne wurde eingeholt. Wir sangen das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied. Dann verließen die Gäste die Tribüne.

Bis zum Abend hörte man noch singende Mädel durch die Straßen Essens ziehen, voran die Wimpel. Sonnverbrannt und müde, aber strahlend vor Begeisterung und Freude über den Erfolg, fuhren die Untergaue in ihren Heimatort zurück.

„Ihr müßt selber Flamme sein!“

Nun sitzen wir endlich im Rund des Waldtheaters. Eine große Freude ist in uns, als wir die vielen Mädel sehen, die ja unsere Kameradinnen sind, und die die gleiche Arbeit tun wie wir. Schon allein das festliche Bild gibt uns die Gewißheit einer großen Gemeinsamkeit.

Dann kommt die Reichsreferentin. Schweigend grüßen wir sie, — und dann beginnt die Feierstunde mit dem Lied „Heilig Vaterland“. Es ist lange her, daß wir dieses Lied mit so festlichem und frohem Herzen gesungen haben wie heute. Ein paar Worte klingen besonders an: „Wir wollen den starken Gott des Werks“, sagt die Sprecherin und wir spüren, daß das, was dort gesagt wird, unsere Gedanken sind.

Nur zu uns Mädels spricht die Reichsreferentin. Alles, was sie sagt, gilt unserer Arbeit und gibt uns neue Kraft für den Alltag. Zwei-, dreimal im Jahr, so führt die Reichsreferentin aus, haben wir das Glück, uns in einer großen Gemeinschaft zu treffen, zwei-, dreimal im Jahr spüren wir die Größe unseres Bundes, die uns die Gewißheit in der kleinen Alltagsarbeit gibt, daß wir nicht allein stehen, sondern daß mit uns Tausende von Mädelführerinnen die gleichen Sorgen und die gleichen Freuden erleben wie wir. Das gibt uns immer wieder Kraft, mit frohem und tapferem Herzen an die Arbeit zu gehen.

Es wird viel davon geredet, daß diese Jugend ohne Ehrfurcht sei, ohne Glauben an Gott. Allen, die solches behaupten, können wir entgegenhalten: Noch nie ist eine Jugend so gläubig gewesen, noch nie hat sich die Jugend so an ein Ziel verschwendet, noch nie sich so geschlossen für Sauberkeit und Schönheit eingesetzt wie heute. Wir können Gott in diesem strahlenden Morgen finden, wir sehen ihn im Lächeln eines Kindes und spüren ihn im Rhythmus der Arbeit, wir glauben, daß er auch unsere Arbeit segnen wird, so wie er das Werk jenes Mannes segnet hat, dem wir alle gehören.

Das Ziel hat der Führer uns selbst gesetzt, als er sagte: „Und ihr im BDM, erzieht mir die Mädel zu starken und tapferen Frauen!“ Das ist der Sinn unserer Arbeit, und immer wieder haben wir uns zu fragen, ob wir gerade auf dieses Ziel losgehen. Wir haben uns Antwort zu geben auf die Frage: Stehst du immer so aufrecht, so klar und sauber in deiner Arbeit, daß du vor dem Führer bestehen könntest? Jede muß sich das selbst beantworten und immer wieder versuchen, noch gläubiger und noch pflichttreuer zu werden. Niemand ist hier unter uns, der nicht dem leidenschaftlichen Willen zum Guten hätte.

Es gibt Stunden, wo alles grau erscheint. Wo uns jede Hoffnung verläßt, wo wir glauben, nun keinen Schritt mehr weiter zu können. Ich möchte euch ein Wort Gorts dazu sagen: „Wir wollen Gott danken, daß Sturm ist in der Welt, — wir wollen Gott nur um die Kraft bitten, diesen Sturm zu bestehen.“ In diesen Stunden brauchen wir nur auf den Mann zu blicken, der uns den Weg vorangeht. Er hat wahrhaftig viele Enttäuschungen erlebt, aber ohne Zweifel zeigt er uns seinen Weg.

Wir dürfen niemals in der Arbeit des Alltags, so wichtig sie auch ist, stehenbleiben. Führerin ist nur diejenige, die vorleben kann. Wie wollen wir unsere Mädel anspornen, wenn wir selbst nicht brennen? „Nur wenn ihr Flamme seid, werdet ihr die Mädel mitreißen können, das aber soll eure Hauptaufgabe sein.“

Wir sind ganz still geworden. In dieser großen Gemeinschaft ist jede plötzlich allein und muß sich fragen, ob sie ganz treu ist, ob sie so gläubig ist, daß ihre Mädel mitbrennen müssen. „Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit, über die Zeiten fort lebst du gebenedeit!“ Wie ein Schwur kommt es jeder vor und es heißt: Ich will noch mehr einsehen, noch gläubiger sein, und noch treuer.

Land am Niederrhein

Lange war der Niederrhein unbekannt und unbeachtet. Man sprach von den burggekrönten Nebenhängen des Ober- und Mittelrheins, aber die weite niederrheinische Ebene kannte man nicht, — nicht ihre fastigen Wiesen, ihre einsamen Heidesflächen, ihre Seen und Moore und die sanftgewölbten Hügelketten, auf denen die Windmühlen knarrend ihre Flügel drehen.

Der Niederrhein hat mit dem südlich gelegenen, sonnigen, lachenden Rheintal nur wenig gemeinsam. An Stelle der Nebenhänge dehnen sich die Wiesen weit am Fluß. Schmale Wege sind von Pappeln umsäumt. Breit fließt der Strom dem Meere zu.

Das Land am Niederrhein ist Bauernland und mit der Geschichte des deutschen Bauerntums eng verbunden. Die bauernfeindliche Politik der letzten Jahrhunderte ließ seine Bedeutung vergessen. Seine Geschichte war kaum bekannt; man wußte nichts von seiner kulturellen Bedeutung und hielt seine Menschen für halbe Franzosen oder Holländer, da ja schon in der Frühzeit das niederrheinische Gebiet von Römern besetzt war. Aber da hat der Boden selbst das Gegenteil bewiesen.

Dort, wo heute in der Nähe von Gelles die Baggermaschine den weißen Sand aus dem Boden schaufelt und sich die trüben Fluten des Grundwassers kräuseln, mögen vor mehr als tausend Jahren römische Befestigungen gestanden haben. Die Spuren der Wallgräben sind noch deutlich erkennbar. Ihr dunkler fester Ton hebt sich von dem hellen losen Sande ab und strebt, sich von unten erweiternd, trichterförmig in die Höhe. Das waren die römischen Verteidigungswälle gegen die Germanen. Bedeutende frühgeschichtliche Funde, Urnen, Waffen und Geräte, bestätigten die Vermutung. Aber immer zeigte es sich, daß der Germane streng getrennt von seinem römischen Belagerer lebte und ungehört seinen althergebrachten Kult und seine Sitten pflegte.

Der niederrheinische Bauer ist nicht der leichte, fröhliche Rheinländer, sondern gehört einem herben, schweren Menschenstamm

an, den der Kampf mit der Scholle, dem nassen Element und tausendjähriges Ringen mit den Feinden seines Deutschtums hart und zäh gemacht hat. So bebaut er seit Jahrtausenden das Land, das ihn und seine Familie ernährt. Davon erzählen nicht nur vergilbte Kirchenbücher und staubige Aktenstücke, sondern auch stotternde Bauernhöfe, die im Lauf der Jahrhunderte manches Stück niederrheinischer Geschichte sahen.

Man braucht nur einmal eine Bauernkuche zu betrachten, um das zu sehen. Aber leider haben wir heute auch bei den Bauern, gemessen an dem Reichtum des ursprünglich Vorhandenen, nur noch wenige Zeugnisse der alten Volkskunst. Der Grund dazu liegt in der Ausplünderung des Landes durch Sammler und Händler in den letzten 50 Jahren.

Tonschüsseln, Töpfe, Holztruhen, Messing- und Kupfergeräte zeigen den gesunden Sinn des niederrheinischen Menschen für schöne und zweckmäßige Formen. Die im täglichen Gebrauch erprobten Formen hielten sich trotz mancher Neuerungsbestrebungen nach dem 30jährigen Krieg. Wir finden heute noch althergebrachte Sonnenrad-, Stern- und Kreuzornamente.

Einen starken Einfluß auf die niederrheinische Kunst übte im 17. Jahrhundert Holland aus. Die gepflegte Wohnkultur der Holländer verband sich vorteilhaft mit der Gebiegenheit der niederrheinischen Bauernkunst.

So ist der Niederrhein reich an bodenständiger Kunst, die durch eine bauernfeindliche Kunstkritik abgelehnt wurde und die erst durch das Bekenntnis des deutschen Volkes zu seiner bäuerlichen Lebenshaltung wieder richtig gewertet wird.

Der Mensch vom Niederrhein ist im Grunde immer bäuerlich geblieben, kein Großstadtbewohner geworden. Seine sauberen Städtchen tragen alle bäuerliche Prägung. Aber niemals hat der Städter seine Beziehungen zum Land unterbrochen oder zerstückt. Selbst Aachen und Düsseldorf, die größten Städte mit ihren gepflegten Anlagen, mit den vielen sauberen, niedrigen Häusern und breiten Straßen, haben in großem Maße den ländlichen Charakter bewahrt, den die niederrheinische Landschaft ihnen aufgeprägt hat.

Auln. (3): Obergau Ruhr-Niederrhein

fahning
DUISBURG · ECKE BEEK U. MÜNZSTR.
DIE EINKAUFSSTÄTTE FÜR ALLE

KUNDEN KREDIT
A. M. H.

Horten
Das Textilhaus im Herzen Duisburgs
-für alle Mädel- ein wichtiger Name!
Duisburg · Ecke Beek und Münzstrasse

Vorschriftsmäßige
BDM-Kleidung
Orlob
RUHRORT

Amliche Verkaufsstelle der Reichszeugmeister der NSDAP.
ERICH V. D. LIPPE
Uniformen
Sämtliche Bedarfsartikel für HJ., DJ., BDM. und Jungmädel
DUISBURG, Scheurenstraße 1
Fernsprecher 2 86 64

H. BAUTZMANN, DUISBURG
Königsstraße 20/22
Bürobedarf, Füllhalter, Papieraussstattung

Werbung bringt Gewinn!

Alle
Textilwaren
Immer gut und preiswert
Gebr. Sinn
HAMBORN
Weseler Straße

D. Tenter
Wohnungseinrichtungen
seit 1885
Hamborn, Am Altmarkt

BDM-Kleidung
Zugel. Verkaufsstelle der B.Z.M.
Kletter-Westen,
Dienst-Blusen, Dienst-Röcke,
Tücher, Knoten und Gürtel.
Lintel
HAMBORN

Fritz Kanthor
Duisburg-Hamborn, Altmarkt 4
Fernsprecher 5 20 41
Die besten Erzeugnisse in:
Bedarf kaufm. und techn. Büros
Büromaschinen, Büroeinrichtungen

Willy Spode
Hamborn, Kaiser-Wilhelm-Str. 187
Herde, Öfen, Waschmaschinen
und Haushaltswaren

TEXTIL WAREN
KAUFT MAN
bei
Pothhoff & Scholl
HAMBORN AM MARKT

Wir essen

Knorr
Erbswurst



Wenn's gilt
den Verwandten zu imponieren



... dann erst recht Glücksklee verwenden, sagt sich dies resolute Mädel und weiß im voraus, wie gut ihre Suppe, Sauce, Süßspeise, wie pikant ihr Salat mit Mayonnaise den geliebten Verwandten schmecken wird. Und nochher noch einen Glücksklee.

Kuchen zum köstlichen Kaffee — und selbst Tante Helene wird nichts zu bemängeln haben. Hauptsache: immer ein kleiner Vorrat dieser sparsamen, praktischen und ergiebigen Milch — sie hält sich ja unbegrenzt in der geschlossenen Dose!

Alles glückt mit

GLÜCKSKLEE
MILCH

aus der rot-weißen Dose

UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Kranken- und Säuglingspflege



Das Mutterhaus vom
Deutschen Roten Kreuz
**Mütterliches Haus
für Krankenpflege**

(Im August-Hospital - Berlin
NW 40, Schönehauserstr. 3)
bietet junge Mädchen mit guter
Schulbildung aus zur

Schwester vom Deutschen Roten Kreuz

1/2 Jahr Vorstufe: theoretische
Lehrjahre zur Einführung in den
Beruf einer Schwester vom
Deutschen Roten Kreuz. National-
fachliche Schulung: Körper-
erziehung! Praktische Arbeit
im Wirtschaftsbetrieb des Mutter-
hauses und der Krankenanstalt.
3 1/2 Jahre Krankenpflegerische Ar-
beit und theoretische Ausbildung
auf allen Gebieten der Kranken-
pflege bis zum Krankenpfleger-
Staatsexamen.
Danach Arbeit und Fortbildung
in den verschiedensten Arbeits-
zweigen. Vielfältige Spezial-
ausbildungen je nach Begabung.
Anmeldungen mit Lebenslauf,
Zeugnisabschriften und Bild sind
zu senden an
Frau Oberin Doet.



Deutsches Rotes Kreuz
Schwesternschaft der Ri-
berlinerinnen, Leipziger, V.

mit staatlich anerkannter
Krankenpflegeschule nimmt
junge Mädchen im Alter
von 18—33 Jahren mit
guter Schulbildung als

Lernschwestern

auf.
3 jährige theoretische und prak-
tische Ausbildung in der Kranken-
pflege mit Staatl. Prüfung. Be-
rufliche und allgemeine Weiter-
bildung, bei besonderer Eignung
Spezialausbildung.

Nach gut ausgebildeten
Schwestern

werden jederzeit eingestellt.
Meldungen mit Zeugnisabschriften,
Lebenslauf, zwei Bilder sind zu
schicken an
Frau Oberin,
Leipziger St. Marienstraße 17

Urlaub - Wasser - Luft und Sonne

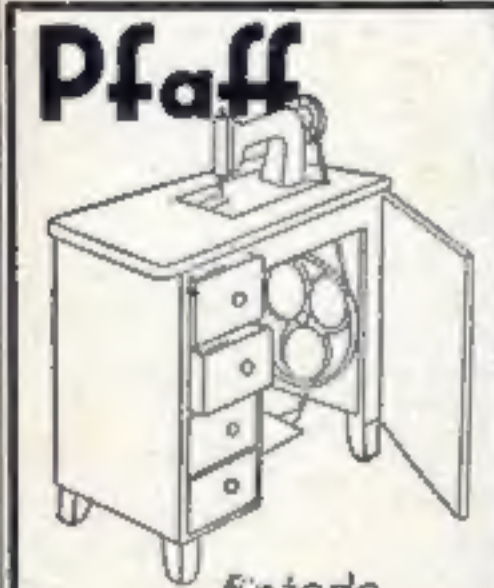


TIROLER ADLER NUSSÖL

Für Holzbau
Fahrt und Lager
die
**Alpenruiter-
Charlita**
RM 4.-

Verleihen Sie den
Blockflügelgehör
325, 340, 350, v. d.
Kreuz- und
Musikantenhand
Kassal
Winkelbreite 15.
Reichhaltige Aus-
wahl gerige Spiel-
musik t. die Block-
flügel ganz z. Anzahl

Durchgreifende Werbung
in der Zeitschrift
„Das Deutsche Mädel“



für jede
Wohnung
Sie ziert den Raum
u. hilft der Hausfrau
G. M. PFAFF A. G.
NÄHMASCHINENFABRIK
KAISERSLAUTERN
Vertretungen überall!

Bezieht Euch bei
Euren Einkäufen
auf „DDM.“

Alle Musikinstrumente!
BDM - Gitarren
Laute,
Blockflöten
Hand-
harmonikas
u. zw. hand-
gearbeitet
Hauptkate-
log 40
große
Reichhaltig.
Man & Ernst Fischer
Werksstätte
Markneukirchen
Gegr. 1895

Textil - Gewerbe

Staatl. höhere Fachschule für
Textilindustrie.
Münchberg (Bayr. Ostmark).
Abteilung Weberei, Färberei,
Kämmerei: Ausbildungsdauer je nach
Vorbildung bis zu 4 Jahren.
Abteilung Handweben (Rundhand-
weben): Ausbildungsdauer 1 Jahr.
Das Abgangszeugnis wird einem Ge-
sellensprüfungsausweis gleichgestellt.
Beginn des nächsten Semesters:
1. Oktober 1937.
Auskunft kostenlos durch die Direktion.

Städtische Handwerkerschule
Breslau
Abteilung für Handweben und Hand-
kiden. — Staatliche Abschlussprüfung.
Gründliche handwerkliche und länd-
liche Ausbildung.
Web- und Handweben / Spinnen
/ Stiderei und Spitze / Werkstoff-
arbeit / Entwurf / Hochweber.
Beginn des Winterhalbjahrs: 1. Okta-
ber 1937. Auskunft und Anmeldung:
Breslau 1, Klosterstraße 16.

Kunstseidene
Kleider
Frühjahr
Sommer
und
Übergangs-
zeit
5.15
Maximaler
solid. Qualität
blau, grün, rot
Größe 40-48
Gr. 48-52, 5,75
Die neue Kollektion ent-
hält entzück. Muster bei
best. Qualität, u. erschein-
lich niedrig. Preisen. Es
ist Ihr Nutzen, wenn Sie
heute noch unverbindl.
Preisliste u. Muster an-
ford. Tausende v. Kun-
den tragen mit Stolz das
schmucke Lorch-Kleid
**JOSEF
Lorch**
Hausen 9 165 in
Kallertal, Hohenzollern

Seit 80 Jahren
Qualitätsinstrumente
für PZ-MZ
Schule und Haus
E. A. Wunderlich
gegründet 1858
Friedenbrunn
(Vogt.) 209
Prima Blockflöten

Fortsetzung der Unterrichts- u. Ausbildungstafel auf letzter Umschlagseite

